

## IV. Die kirchliche Arbeit und ihr Erfolg.

Wir haben wenig urkundliches Zeugnis aus dem Mittelalter, aus dem man sich über das kirchliche Leben in Minden-Ravensberg unterrichten könnte. Offenbar verlief dieses Leben im allgemeinen in den gewohnten Bahnen. Einen Brennpunkt des religiös-kirchlichen Lebens, der weithin von Bedeutung gewesen wäre, gab es hier nicht. Auch die Bedeutung Mindens, das immerhin eine Bischofsstadt war, war für die Allgemeinheit nicht groß. Aber was von Minden gilt, gilt auch von anderen westfälischen Bistümern, wie Osnabrück und Paderborn, wie von ganz Westfalen. Es war ein stilles Land. Und tobte auch kriegerischer Lärm genug in ihm, so verlief doch das kirchliche Leben, auf das es hier ankommt, in den stillen Bahnen, die man von den Vätern überkommen hatte.

Seit die Bischöfe hauptsächlich dem politischen Teil ihres Berufes sich hingaben, gewinnen als ihre Vertreter auf kirchlichem Gebiete die Archidiacone an Bedeutung, von denen die Dekane zu unterscheiden sind. Doch treten weder die einen, noch die anderen auf unserem Gebiete hervor.

Mit der steigenden Bevölkerung mehrte sich die Zahl der Kirchen auch auf dem Lande. Allmählich erstanden im Kirchspiel Kapellen, die zu Kirchen mit Parochialrechten wurden. Der Name der Kapelle rührt her von der cappa, dem Priestergewande des heiligen Martin von Tours, das als siegverheißende Reliquie von den fränkischen Königen mit in den Krieg genommen wurde und dessen Hüter daher cappellani hießen, die in der cappella das teure Gut verwahrten.

Das Bistum Minden erstreckte sich weit nach Nordosten hin. Auch Hermannsburg und die Stadt Hannover gehörten dazu. Landesherrliche Gewalt erhielt der Bischof nur in dem kleinen Gebiet, das noch heute Bistum Minden heißt. Im Ravensbergischen begegnete sich dieses Bistum mit Osnabrück und Paderborn. Während Oldendorf unterm Limberge, Holzhausen und Börninghausen, nebst Blotho, Baldorf und Rehme kirchlich zu Minden gehörten, unterstand der westliche Teil der Grafschaft dem Bischof von Osnabrück, nämlich Versmold, Bockhorst, Halle, Brockhagen, Hörste, Borgholzhausen, Werther, Hiddenhausen, Enger, Wallenbrück, Rödinghausen, Spenge. Es ist der alt-

westfälische Teil. Der übrige altengersche Teil mit Bielefeld und Herford gehörte nach Paderborn. Eine besondere Stellung nehmen Quernheim und Kirchlengern ein: sie gehörten politisch zu Minden, aber kirchlich nach Osnabrück. Die Zugehörigkeit von Iffelhorst zum Bistum Münster war strittig. Vielleicht gehörte es doch ursprünglich zu Osnabrück.

An jeder Pfarrkirche stand — wie schon gesagt — als eigentlicher Pastor der Kirchherr oder Rektor. Aber es kam im späteren Mittelalter, zumal bei Kirchen, die Klöstern oder Stiftern inkorporiert waren, vielfach dahin, daß der Kirchherr die kirchliche Pflege nicht selbst leistete, sondern sich dafür einen Bizekuraten oder Vikar hielt. Der Lohn der „Heuerpaffen“ war gering. Es kam sogar vor, daß der Kirchherr sie nur etwa für ein Jahr annahm und sie dann gehen ließ. Dagegen schritt schon 1257 der Erzbischof von Köln in Soest ein<sup>1)</sup>. Aber das Anwesen der Bizekuraten vermehrte sich, schon wegen der Häufung der verschiedensten Pfründen in einer Hand. Die Besetzung der Pfarren war nicht einwandfrei. Zwar war Simonie, der Kauf der Pfarren etwa von den Patronen, verboten. Aber die Klagen über Simonie gehen durch das ganze Mittelalter und — hören auch in der Zeit nach der Reformation nicht auf. So ließ sich das Kloster Marienfeld für die Verleihung der längst evangelischen Pfarre zu Iffelhorst eine erkleckliche Summe zahlen<sup>2)</sup>. Auch die Äbtissin zu Herford stand nicht in dem Rufe, etwa die Pfarrstelle zu Bünde billig zu verleihen. Am schlimmsten war es unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege in Hannover, wo der Generalsuperintendent Gesenius den Pfarrschacher durch Juden feststellte<sup>3)</sup>.

Schon diese Art, Pfarrstellen zu vergeben, wie überhaupt die Kumulierung der Pfarrpfründen in einer Hand konnte natürlich zur Hebung des kirchlichen Lebens so wenig dienen wie zur Pflege des geistlichen. Noch schlimmer wirkte die politische Entwicklung ein.

In dem großen Kampfe zwischen Kaisertum und Papsttum trug das letztere den vollen Sieg davon. Aber es ist nur ein politischer Sieg: in der ecclesia Romana ersteht das alte imperium Romanum, und die Religion hat die Kosten zu tragen. Hat die Kirche den Sieg über die weltliche Macht davongetragen, so wird sie nun selbst zu einer

<sup>1)</sup> Seibertz, Ab. I, Nr. 305, S. 377. Vgl. Hauck, Kirchengesch. V, 1, 322.

<sup>2)</sup> Schwager, Rheinreise, 1802, S. 7 u. 13.

<sup>3)</sup> Bratte, Just. Gesenius, 1883, S. 111.

Macht von dieser Welt. Sie versteht je länger je weniger das religiöse Bedürfnis der Menschenherzen, die sich darum beginnen von ihr zu lösen. Mit dem Untergange der Hohenstaufen kommen die kezerischen Bewegungen auf. Bald erfüllen sie einzelne Landschaften. Caesarius von Heisterbach (um 1225) kann sich nicht genug tun in der Schilderung des Überhandnehmens der Kezerei. Von Oberitalien gilt nach ihm: „Ganz Lamparten glüht in Kezerei.“ In Südfrankreich werden die Albigenserkriege nötig. Feuerfunken stieben auch nach Deutschland hinüber. In Köln brennen die ersten Scheiterhaufen.

Es kam zur Verweltlichung der Kirche ein Zweites, das eine Störung in der kirchlichen Einstellung herbeiführte. Die Kreuzzüge hatten die christlichen Völker in Verbindung mit dem Islam gebracht. Vergleichen mit dem fremden Glauben und seinen Anhängern führten zu Erweichungen des eignen Glaubens. Ein Saladin hatte die Achtung auch der Christen. Und hatten jene Ungläubigen nicht eine Kultur, die auch der christlichen noch etwas zu geben hatte? Fragen nach der Wahrheit lagen nahe und waren nicht immer leicht zu beantworten. Es ist bezeichnend, daß die Erzählung von den drei Ringen, die von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe verwendet wurde, damals aufkam<sup>4)</sup>.

Es ging durch die Welt überhaupt ein Aufwachen der Geister. Die Garantie der Kirche für das Seelenheil genügt nicht mehr. Man will eigne Überzeugung, eigne Erfahrung, eigne Gewißheit. Dazu mochte das Aufkommen der Städte mit ihrem rasch wachsenden Reichtum und ihren mit dem Reichtum rasch wachsenden Kulturansprüchen beitragen.

Die Kirche hatte alle Ursache, dem allen gegenüber auf der Wacht zu sein und die Kräfte mobil zu machen, die dem drohenden Abfall wehren konnten. Der Klerus versagte, wie die bisherigen Mönchsorden, deren Ideal war, aus der verlorenen Welt sich in die Abgeschlossenheit der Klöster zu flüchten. Jetzt entstehen die Bettelorden, die in Predigt und Seelsorge — oft genug zum Ärger des Pfarrklerus — die eigentliche kirchliche Arbeit übernehmen. Aus ihnen gehen auch die großen Dogmatiker hervor, die den christlichen Lehrgehalt zu einem großen System verarbeiten, das ihnen den Namen der Scholastiker brachte, und sie sind oft auch Vertreter der christlichen Mystik, die eine innerliche Frömmigkeit pflegen. Jene Scholastiker sind zugleich

<sup>4)</sup> Ahlhorn, Christl. Liebestätigkeit II, S. 305.

Prediger, und zwar mit solcher Betonung, daß sie sich geradezu Prädikatores nannten, und diese Mystiker sind Seelsorger.

Der Gründer des Franziskanerordens ist Franz von Assisi in Italien. Das Bild des Heiligen schwankt im Urteil kundiger Beurteiler. Auch auf evangelischer Seite gibt es Sachverständige, die es mit Vorliebe zeichnen. Hier sei Karl Hase genannt, der dem Heiligen weithin die Herzen gewonnen hat<sup>5)</sup>. Rahnis ist entgegengelegter Ansicht<sup>6)</sup>. Wunderbar an seinem Lebenswerk ist vor allem, daß er einen Orden, wie es der der Franziskaner ist, gar nicht hat stiften wollen. Klosterleben galt ihm als ein Sich-selbst-leben. Er aber sandte seine Jünger als Volksprediger mitten in die Welt, ihr Buße zu predigen. Das mutet an wie die Anfänge der Waldenser: es ist äußerlich angesehen ein Zufall, daß diese Kezer, Franz aber ein Heiliger wurde. Es hat ihn tief verstimmt, daß unter der Einwirkung des Papstes aus seiner Stiftung etwas ganz anderes wurde, als er gewollt hatte, nämlich ein Orden von Bettelmönchen.

Und nun ist das Frömmigkeitsideal dieser Mönche durchaus das mittelalterliche. Auch diese in der Welt sich abmühenden Mönche sind durchaus Vertreter des alten Gedankens der Weltflucht. Das beschauliche Leben des Klosters ist besser als das der Arbeit hingegebene. Die Armut ist besser als der Reichtum: es ist Christenpflicht, auf alles Eigentum zu verzichten. Daher verbot die Regel dem einzelnen alles persönliche Eigentum. Daher das Wort: *monachus, qui habet obolum, non valet obolum*, der Mönch, der auch nur einen Pfennig besitzt, ist keinen Pfennig wert. Erlaubt aber ist gemeinsamer Besitz, obwohl es auch darüber strengere Ansichten gab; dieser gemeinsame Besitz des Klosters ist ein Abbild des ursprünglichen Naturzustandes, der durch die Sünde zerstört ist.

Den ersten Versuch, in Deutschland zu missionieren, machte man schon 1219; aber er mißlang. Diese italienischen Evangelisten verstanden die deutsche Sprache nicht. Da war schwer zu missionieren. Aber man erkannte den Fehler. In Köln wurde 1222 das erste Minoritenkloster gegründet. Man nannte sich *fratres minores*, geringe Brüder. Dann wuchs die Zahl der Klöster rasch. Aber seit 1415 schied man sich in zwei Richtungen: die einen (Minoriten, Konventualen) folgten einer milderer Auslegung der Regel, die anderen (Oberservanten) einer

<sup>5)</sup> Karl Hase, ein Heiligenbild, Leipzig 1856.

<sup>6)</sup> Gang der Kirche in Lebensbildern, Leipzig 1881.

strengerem. In letzteren lebte noch etwas vom Geiste des Franziskus, aber sie hatten auch gelegentlich keizerische Neigungen. Außer den eigentlichen Klöstern gab es noch sogenannte Termineien: das waren Häuser, in denen nur ein Pater wohnte, der auf Wunsch der Pfarrgeistlichkeit in Predigt und Seelsorge sich betätigte, sonst Almosen für sein Kloster sammelte<sup>7)</sup>.

Im Volke, auf das es die Franziskaner abgesehen hatten, knüpfte in Deutschland eine Bewegung an, die weitere Wellen schlug. Die Erweckten schlossen sich zu einem Laienbunde zusammen, den man die Tertiarii und Tertiariinnen (*tertius ordo*) nannte. Man hat gesagt, das Tertiariertum schwoll zu ungeheuern Massen an. Aber die gegebenen Zahlen sind vielfach übertrieben<sup>8)</sup>. Doch gab es unter ihnen verschiedene Organisationen, nämlich solche, die klösterlich zusammenlebten, und auch solche, die im bürgerlichen Leben, Ehe und Beruf blieben. Später kamen gerade diese Tertiarii in Verbindung mit keizerischen Begarden und Beginen.

Diese verschiedenen Schattierungen des Franziskanerordens finden sich auch auf westfälischem Boden.

In Minden-Ravensberg gab es doch nur ein Minoritenkloster, das zu Herford. Verhältnismäßig spät ist es gegründet: im Jahre 1286 wird es zum erstenmal erwähnt<sup>9)</sup>. Im Jahre 1291 wird der Bau des Klosters bezeugt: es müssen Nachbarn entschädigt werden, die durch den Bau Schaden gelitten haben<sup>10)</sup>. Vielleicht war bei der Gründung des Klosters Arnold von Borghorst beteiligt, der 1294 starb; erwähnt wird auch der Friedhof des Klosters. Das ist immerhin bezeichnend; denn bei den Brüdern im Schatten ihrer Kirche suchten die Bürger, die ein Minoritenkloster in ihren Mauern hatten, gern die letzte Ruhestätte<sup>11)</sup>. Sonst ist von den Herforder Minoriten wenig zu sagen.

Die einzige Spur einer geistlichen Betätigung möchte man in der Domus St. Clarae erkennen, dem Klarissenhaus<sup>12)</sup>. Es war ursprünglich ein Beginenhaus, wurde aber seit Mitte des 15. Jahrhunderts

7) Schlager, Beitr. zur Gesch. d. Köln. Ord.-Provinz, Köln 1904, S. 43.

8) Hauck, Kirchengesch. VI. S. 419.

9) Westf. Ab. IV. Nr. 1879: area, quam fratres minores habitant.

10) Westf. Ab. IV, Nr. 2174.

11) Storch, Kurzgefaßte Nachricht, Lemgo 1745, S. 12f. u. Chronika, Bielefeld, S. 26f.

12) Monastikon Nr. 35.

ein Klarissenkloster oder, wie man in Herford sagte, „der Clarenhof“. Er stand in Gebetsgemeinschaft mit dem Kloster Klarenberg bei Hörde<sup>13)</sup>. Man gedachte auch in Herford des Grafen Konrad von der Mark, des Gründers von Klarenberg, an seinem Todestage<sup>14)</sup>, da er auch für den Gründer des Klarenhofes gilt<sup>15)</sup>.

Auch in Minden ist mehrfach von Minoriten die Rede. Die dortigen Dominikaner begrüßen sie nicht sehr freundlich.

Sie bauten eine Kapelle auf dem Wittekindsbirge<sup>16)</sup>, kommen aber nicht zu größerer Bedeutung.

Von größerer Bedeutung als die Niederlassung in Minden wurde die allerdings späte in Bielefeld. Und hier war es nicht wie in Herford ein Minoriten-, sondern ein Observantenkloster, das entstand, also ein Franziskanerkloster strengster Richtung. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstand eine Anzahl von Observantenklöstern in Westfalen durch vornehme Gönner, wie Hamm (1455), Lemgo (1463), Korbach (1587), Dorsten (1488). In Minden wird noch 1504 eins geplant, kommt aber nicht zur Ausführung<sup>17)</sup>. Das Bielefelder Kloster gedieh unter der Gunst des Stadtelers wie des benachbarten Landadels.

Schon im Jahre 1353 war auf dem Iost- oder Loykhuserberge bei Bielefeld eine Niederlassung der Augustiner-Eremiten entstanden mit einer Kirche des heiligen Iodokus, die aber von keinem Bestande war. Erst im Jahre 1481 ließ Bischof Simon III. von Paderborn die halb verfallene Kapelle wiederherstellen und errichtete an ihr eine Vikarie. Im Jahre 1501 genehmigte Papst Alexander VI. (Borgia) den Plan des frommen Wessel Schrage, neben der Kapelle ein Observantenkloster zu bauen. Die Einführung der Brüder geschah 1503. Schon nach wenig Jahren erwies sich die Lage des Klosters so ungünstig, daß man es nach Bielefeld verlegte. Die Gründe der Verlegung sind die bei solchen Verlegungen herkömmlichen. Man zog der Einsamkeit und Ungeschüßtheit eines „Feldklosters“ die Sicherheit der städtischen Lage vor; war doch auch die Arbeit des Klosters durchaus auf Einwirkung auf eine städtische Bevölkerung eingestellt. Das Bielefelder Kloster, ein schönes massives Gebäude an der Obernstraße, wurde 1515 geweiht.

<sup>13)</sup> Storch, Chronika, S. 27.

<sup>14)</sup> Vgl. Storch, Kurzgefaßte Nachricht, S. 14.

<sup>15)</sup> Zeitschr. für Gesch. u. A., Bd 38, II, S. 74.

<sup>16)</sup> Pöffler, Geschichtsquellen, S. 209.

<sup>17)</sup> Monastikon S. 51; Landmann, Predigtarten, S. 7.

Aus diesem Kloster war der Mönch, der als Nachfolger Hamelmanns an die Neustädter Kirche berufen wurde, der aber cum Lulhardo socio (Tertiärer) vor der Gemeinde fliehen mußte<sup>18)</sup>.

Neben den Franziskanern standen die Dominikaner.

Der Gründer des Dominikanerordens — Dominikus — war ein ganz anderer Mann als Franziskus. Grünmacher urteilt: „Es ist das Unglück für die Würdigung des Dominikus, daß er immer mit Franziskus verglichen wird. In der Reinheit seiner Gesinnung und in dem Ernste, mit dem er seine Ideale durchzusetzen strebt, steht er dem genialen Franz nicht nach. Daß seine Frömmigkeit eine reflektierte ist, ist natürlich, da er Theologe ist. Aber es ist zuzugestehen, daß Franz ungleich selbständiger und unmittelbarer in seinen religiösen Impulsen, origineller, überhaupt größer ist<sup>19)</sup>.“ Man könnte den Unterschied zwischen beiden auch bestimmen als den zwischen einem gereiften Charakter und einer glücklichen Natur<sup>20)</sup>.

Was ihn zum Ordensstifter machte, war nicht die Not des Volkes, sondern die Bedrängnis der Kirche durch die Gefahr der Kezerei. Es war ein dogmatisches Interesse, das ihn leitete, gegenüber dem religiösen bei Franz. Darin ist es begründet, daß die Dominikaner zu Inquisitoren heretice pravivatis, kezerischer Verderbtheit, dominicanes, unseres Herrgotts Jagdhunde — wie sie selbst sagten — wurden<sup>21)</sup>.

Was für die Franziskaner Italien, das war für die Dominikaner Frankreich — die eigentliche Heimat des Ordens<sup>22)</sup>. Paris war der Zentralsitz für die Studien des Ordens. So wurden in allen Dominikanerklöstern für den König von Frankreich Messen gelesen. Das hinderte nicht, daß ihr dem heiligen Jakobus geweihtes Haus in Paris später den Jakobinern den Namen gab.

Auch an die Dominikaner schlossen sich nach franziskanischem Vorbilde Tertiärer und weibliche Orden an.

Im Jahre 1220 kamen die Dominikaner nach Deutschland, und zwar nach Köln<sup>23)</sup>. Von hier aus fanden sie in Westfalen Eingang,

<sup>18)</sup> Hamelmann-Löffler II, S. 274; Schlager, Gesch. der Köln-Franziskaner Ordensprovinz, S. 91 ff. u. S. 127; Ravensb. Verein, Jahresbericht 1897, S. 13; Schubart, Topogr. Beschreibung, 1835, S. 154.

<sup>19)</sup> Hauck, Realenzykl. 4, S. 773.

<sup>20)</sup> Hauck, Kirchengesch. 4, S. 387.

<sup>21)</sup> Grünmacher S. 775.

<sup>22)</sup> Hauck, Kirchengesch. 4, S. 395.

<sup>23)</sup> Hauck 4, S. 391.

der ihnen freilich nicht leicht gemacht wurde. Der Klerus wie die Bischöfe setzten sich ihnen entgegen, und wo vor ihnen Minoriten waren, entstand das Sprichwort:

Es ist dem einen Bettler leid,  
wenn der andre vor der Türe steht.

Und der Volksglaube rechnete, mit dem Auftreten der Bettelmönche sei die gute alte Zeit zu Ende gegangen. Jahrelang zog sich der Kampf um ihre Niederlassung in Dortmund hin<sup>24)</sup>. Leichter wurde es, in Soest Eingang zu finden (1232), und hier treffen wir auf den berühmten Namen des Albertus Magnus, der den Nonnen von Paradiese das hilariter oboedire, fröhlich gehorchen, ins Herz schrieb<sup>25)</sup>.

Das Dominikanerkloster in Minden wird auf das Jahr 1236 zurückgeführt oder, nach Hermann Lerbeck, 1233<sup>26)</sup>: es soll das zweite Kloster dieses Ordens in Westfalen sein. Jedenfalls ist es das einzige in Minden-Ravensberg. Nach Minden kamen die Dominikaner am Tage von Pauli Bekehrung (25. Januar). Daher erwählten sie ihn zu ihrem Patron. Aber sie mochten auch daran denken, daß er mit aller Bildung rabbinischer Theologie ausgestattet war. Die Kirche soll 1260 geweiht sein<sup>27)</sup>. Sie selbst sagen, daß sie nach hier von den Domherren gerufen seien<sup>28)</sup>.

Eine ganze Reihe von Gelehrten und Predigern ist aus diesem Kloster hervorgegangen. Vor allem gehörten ihm ein Heinrich von Herford und Hermann von Lerbeck an, über die noch ausführlicher zu reden sein wird, weil sie als Zeugen jener alten Zeiten noch heute zu uns reden.

In dem Mindner Kloster wurde — wie aus dem Gesagten hervorgeht — die wissenschaftliche Bildung sehr geschätzt; das ist um so natürlicher, als die Dominikanerprovinz Saronia hier eines ihrer sieben Studien für Philosophie hatte, das Lehrer und Schüler anzog<sup>29)</sup>.

Terminarien des Mindner Klosters waren in Herford<sup>30)</sup> und in Lemgo<sup>31)</sup>.

<sup>24)</sup> Krömecke, Dominikanerkloster zu Dortmund, 1854.

<sup>25)</sup> Seibers, Quellen I, S. 8.

<sup>26)</sup> Schroeder S. 131.

<sup>27)</sup> Schlichthaber II, S. 42; Löffler, Geschichtsquellen, S. 62.

<sup>28)</sup> Löffler, Geschichtsquellen, S. 174.

<sup>29)</sup> Hauck, Kirchengesch. V, 1, S. 250.

<sup>30)</sup> Vgl. Landmann S. 15 u. 16 (um 1325, Monastikon, S. 35).

<sup>31)</sup> Zeitschr. für Gesch. u. N. 25, S. 186, 38, 21.



Auch Tertiärer finden sich bei Dominikanern, also ein weiterer Laienkreis solcher, die sich ihrem Einfluß öffneten und ihrer Leitung unterstellten.

Endlich übte auch dieser Orden auf das weibliche Geschlecht tiefgehende Einwirkung aus. Das mag bei einem Orden auffallen, der das verständige Erkennen stark in den Vordergrund stellte. Aber die Extreme berühren sich: so wurden die Nonnenklöster gerade des Dominikanerordens die Heimstätten für Visionärinnen, vor deren Augen die Geheimnisse der ewigen Welt offen dalagen<sup>32)</sup>. Das klösterliche Leben mit seiner Forderung steter Selbstbeobachtung, mit seiner Fülle stimmungsvoller Andachten und Gottesdienste, die immer von neuem die Seele zum Jenseitigen erhoben und hinrißten, bot den fruchtbarsten Boden für den Glauben an die Durchbrechung der Schranken, die das Jenseits vom Diesseits scheiden.

In unserem Lande findet sich zwar nur ein Dominikanerinnenkloster, das zu Lahde bei Petershagen, gestiftet 1265 von Edelvogt Widukind vom Berge<sup>33)</sup>. Es hat von Anfang an schwere Bedrängnisse von „Gottlosen“ zu leiden gehabt und ist 1306 nach Lemgo verlegt worden. Unter Zustimmung des Mindner Priors Joh. von dem Busche verkaufen die Nonnen ihre Güter in Lahde an das Kloster Lokkum für 1500 Mark und kaufen sich in Lemgo wieder an<sup>34)</sup>.

Der dritte Bettelorden, von dem hier zu reden ist, ist der der Augustiner-Eremiten. Sie hatten keinen eigentlichen Ordensgründer wie Franziskus und Dominikus, dessen Gestalt leuchtendes Vorbild sein konnte, dessen Volkstümlichkeit ihnen den Weg auf Erden bahnte, und dessen Fürsprache im Himmel das ewige Heil sicherte. Sie sind „ein Produkt päpstlicher Politik“<sup>35)</sup>. Freilich kann man das von den beiden ersten Orden auch sagen, aber es tritt doch vor den Gründerpersönlichkeiten zurück. Hier aber tritt es unverhüllt zutage. Es gab in Italien Vereine von Einsiedlern (Eremiten), die nach einer angeblich von Augustinus stammenden Regel lebten. Der Papst Innozenz IV., der bekannte Gegner unseres Hohenstaufenkaisers Friedrich II., von dem Hauck sagt<sup>36)</sup>: er haßte den Kaiser, wie selten

<sup>32)</sup> Hauck, Kirchengesch. V, S. 383.

<sup>33)</sup> Vgl. Urk. in Hipp. Reg. von Preuß u. Falkmann I, S. 287 ff.

<sup>34)</sup> Schlichthaber II, 2, S. 229 ff.

<sup>35)</sup> Föckler, Realenz., II, S. 255 ff.

<sup>36)</sup> V, S. 6.

ein Mann den andern, vereinigte mehrere Eremitenvereine (1243), beließ sie bei der Regel Augustins und nannte sie nach Ursprung und Regel Augustiner-Eremiten. Auch dieser Orden verbreitete sich rasch nach Deutschland; auch in ihm bildete sich ein Abpliß strengerer Richtung — Observanten wie bei den Franziskanern genannt, denen auch ein Staupiß, der väterliche Freund Luthers, zuneigte<sup>37)</sup>.

Die Augustiner hatten in Westfalen außer dem Osnabrücker die beiden Häuser zu Lippstadt und Herford. Das Herforder Haus ist wohl um 1288 gegründet worden<sup>38)</sup>, denn in diesem Jahre vermacht eine Begine, genannt Buckesche, den Eremiten vom Orden des heiligen Augustinus in Herford eine Geldrente.

Es werden auch Augustinerinnenklöster genannt. Aber meist liegen hier Verwechslungen mit den Schwesterhäusern vom gemeinsamen Leben vor, die auch nach der Regel Augustins lebten, oder auch mit Beginenhäusern.

### Die Art der kirchlichen Arbeit.

Die kirchliche Arbeit an der Volksseele wurde unter dem Einfluß der Bettelorden eine eindringlichere. Das macht sich zumal auf dem Gebiete der Predigt bemerklich. Die Predigt galt immer als ein regelmäßiges Stück des Gottesdienstes; in späterer Zeit erlitt diese Regel freilich viele Ausnahmen. Ob aber der eigentliche Klerus vielfach kaum imstande war, sonntäglich eine Predigt zu halten, so traten hier die Bettelorden ein<sup>39)</sup>. Man übertrug ihnen, beim geistigen Versagen des Klerus, zumal in den Hauptkirchen der Städte die Predigt. So konnten die Augustiner in Lippstadt an den Rat der Stadt schreiben<sup>40)</sup>, daß ihre Vorväter „alle hilligen Dage ton ewigen Tiden zu unsrer lewen Frowen Kerken dorch einen geschickten Prediger dat Wort Godes verkünden to laten, verpflichtet gewesen wären“. Dazu aber predigten die Mönche in ihren eigenen Kirchen, deren Bau, soweit er erhalten ist, noch heute diese Klosterkirchen als Predigtkirchen kennzeichnet. Vielfach waren auf Friedhöfen in unmittelbarer Nähe der Kirchen — wie zu St. Lamberti in Münster und zu St. Petri in Soest — ständige Kanzeln errichtet, auf denen Dominikaner und Franziskaner in regelmäßigem Wechsel Volkspredigten hielten.

<sup>37)</sup> Vgl. Landmann, S. 28 ff.

<sup>38)</sup> Westf. Ab. IV, Nr. 2001.

<sup>39)</sup> Vgl. Rothert, Ehrenreiche Stadt Soest, S. 63 f.

<sup>40)</sup> Im Jahre 1543, v. Steinen, Westf. Gesch., IV, S. 991.

Diese Predigten trugen, wenn man Werner Rolevink<sup>41)</sup> trauen darf, westfälische Art insofern an sich, daß sie nicht rhetorische Musterwerke sein wollten, sondern in großer Schlichtheit und einfacher Rede einhergingen und die Sünden des Volks mit Ernst strafen.

Als namhafte Prediger seien aus unserem Lande die folgenden erwähnt. Zu den Mindner Dominikanern gehörte frater Johannes ex militaribus de Bussche, aus dem adligen Geschlechte derer v. d. Bussche, der als Provinzial der sächsischen Ordensprovinz im Jahre 1306 bei der Überführung der Dominikanerinnen von Lahde nach Lemgo von dem Fluche und dem Segen sprach, der je nach ihrem Verhalten gegen die Nonnen über die Lemgoer kommen werde<sup>42)</sup>. Als gefeierter Prediger galt 1378 der Dominikanerprior Johannes von Ovenstedt. Hatte er allezeit große Volksmengen unter seiner Kanzel gesammelt, so waren sie doch nichts gegenüber den unzählbaren Scharen, die seiner Leiche das letzte Geleit gaben, als sie von Lemgo her, wo der Tod ihn überrascht hatte, in Minden zum Friedhofe gebracht wurde<sup>43)</sup>.

Diese Namen erblassen vor dem des Joh. Schwarten, der zwar eigentlich dem Soester Dominikanerkloster angehörte, aber als Wanderprediger auch in unserem Lande sich fleißig hören ließ. Er hat eine große Anzahl von Predigthandschriften hinterlassen, auf denen er vermerkt hat, wann und wo er diese Predigten hielt<sup>44)</sup>. Darnach hat er oft (1507) in Rhade (Rhaden?), in Lahde und den ganzen Sommer über in Minden gepredigt (meist in Johann evang.). Im Jahre 1509 predigt er wieder die ganze Fastenzeit über in Minden, aber auch in dem „Huse to dem Berge“. Dann ist er bald in Paris, bald in Melsdorf in Holstein und anderen Orten nachzuweisen. Das alles sagt freilich nichts für den regelmäßigen Sonntagsgottesdienst, bezeichnet ihn aber als den Mann der Volksmission, einen rechten und anerkannten Erweckungsprediger seiner Zeit.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch die Franziskaner durch ihre Predigtthätigkeit weithin Einfluß ausgeübt haben. Einige ihrer Predigten sind erhalten<sup>45)</sup>. Am bekanntesten ist das Predigtmagazin,

<sup>41)</sup> De laude vet. Saxon., S. 137 f.

<sup>42)</sup> Landmann, a. a. O., S. 16, Anm. 2; Löffler, Geschichtsquellen, S. 175, Anm. 6.

<sup>43)</sup> Landmann, S. 17; Löffler, Geschichtsquellen, S. 78: er galt als egregius praedicator.

<sup>44)</sup> Landmann, S. 22.

<sup>45)</sup> Vgl. Landmann, Predigt, S. 7.

das Joh. von Werden im 15. Jahrhundert zusammenstellte, unter dem Titel „Dormi secure“, Ruhe sanft<sup>46)</sup>. Der Verfasser will den Geistlichen Predigten zur Verfügung stellen, die sich leicht einprägen und so die Mühe der eigenen Arbeit ersparen. Das Buch ist vielfach gebraucht worden, ist es doch im 15. Jahrhundert über 17 mal gedruckt und ist zum Stichwort für eine gewisse Art der Predigtbereitung geworden.

Als zweiter franziskanischer Prediger mag, weil er von Geburt unserem Lande angehörte, Joh. von Minden genannt werden. Er war 1396—1405 Provinzialminister der sächsischen Provinz, zu der die Diözese Minden gehörte und galt als declamator sermonum egregius, als berühmter Kanzelredner<sup>47)</sup>. Er wird 1492 bei der Visitation des Schwesternstiftes zu Overenkirchen erwähnt<sup>48)</sup>.

Von größerer unmittelbarer Einwirkung auf das Volk als die Minoriten waren die Observanten, von denen zwei wenigstens genannt seien, die in Westfalen, wenn auch nicht in unserem Lande wirkten, der eine ist Joh. Brugmann, der wahrscheinlich vom Observantenkloster in Hamm aus zur Beilegung der Münsterschen Stiftsfehde wirkte, der andere ist Dietrich Coelde<sup>49)</sup>, der aber, weil seine Eltern aus Osnabrück stammten, auch Dietrich von Osnabrück hieß. Er war ein gewaltiger Volksprediger: eines Tages zog er aus seiner Kutte auf der Kanzel einen Totenschädel, zum Beweise, wie der Tod alles gleich mache. Aber er bewies sich auch 1489 in furchtbarer Pestzeit in Brüssel als tapferen Mann. Am bekanntesten ist sein Gebetbuch „Der Christenspiegel“. Es erschien (1477) unter dem Titel „Der Kerstenen Spegel oft Hantboerken, utgegeven by Broder Dirik van Münster, Minre Broder van der Observancien“. Zwar wurde das Buch von allen Seiten angegriffen, sowohl von den Dunkelmännern in Köln wie später von Hamelmann<sup>50)</sup>. Aber es erschien im Jahre 1480 bei Arnold von Aachen in Köln, der nicht, wie Nordhoff (S. 361) meint, sonst unbekannt ist, sondern später der Verfasser und Drucker auch des bonnischen „Evangelischen Bürgers Handbüchlein“ ist, jenes

<sup>46)</sup> Vgl. dazu Cruel, Gesch. der deutschen Predigt, Detmold 1879, S. 478 ff.

<sup>47)</sup> Landmann, S. 8.

<sup>48)</sup> Grotensend, Chron. des Klosters Maurittii, S. 159.

<sup>49)</sup> Geb. um 1435 in Münster. Landmann, S. 31; Schlager, Beiträge, S. 190 ff.; Nordhoff, Pöck's Monatschrift, Bonn 1875, I, S. 73 ff.; Geffcken, Bilderkatech., S. 150 u. bes. S. 156.

<sup>50)</sup> Opp., S. 193, hier heißt es valde insalsus (salzlos) et indoctus.

berühmten Katechismus aus den Anfangszeiten der Reformation. Das mag immerhin ein gutes Vorurteil auch für den Christenspiegel erwecken, aus dem wenigstens der Vers zitiert sei:

Ich leb, weiß nit, wie lang, ich stirb und weiß nit, wann,  
ich fahr, weiß nit, wohin; mich wundert, daß ich fröhlich bin —

Auch die Augustiner hatten namhafte Prediger.

Hermann, der sich nach seinem Geburtsort von Schildesche nannte, ist am Ende des 13. Jahrhunderts geboren, trat dann in das Augustinerkloster zu Osnabrück, studierte 1320 in Paris, war 1328 bis 1329 Lektor bei den Augustinern in Herford. Im Jahre 1337 war er Provinzialprior der Augustinerprovinz Sachsen und wurde der erste Doktor der Theologie des ganzen Sachsenlandes<sup>51</sup>). Die deutschen Bischöfe entsenden ihn 1338 nach Avignon, um eine Ausöhnung zwischen Papst Benedikt XII. und dem Kaiser Ludwig von Bayern herbeizuführen, was allerdings mißlang. Seine kirchliche Stellung wird dadurch bezeichnet, daß er für die Papstgewalt als letzte Quelle alles Rechts auf weltlichem und kirchlichem Gebiet eintritt. So schrieb er auch gegen Waldenser und Flagellanten<sup>52</sup>). Von seinen Predigten nennt Landmann (a. a. O.) nur eine, die er vor der Osnabrücker Geistlichkeit hielt. Aber er gab mehrere Predigtwerke heraus.

Ungefähr gleichzeitig mit ihm war Joh. Klenkok im Herforder Kloster, der als Schriftsteller und Prediger einen Namen hatte. Er schrieb unter anderem gegen den Sachsenpiegel<sup>53</sup>) und als Erster gegen die sich an die Femgerichte heftenden Mißbräuche<sup>54</sup>).

Der bekannteste Bruder des Herforder Hauses ist Gottschalk Hollen, der geboren ist in Körbecke bei Soest, aber in Herford eintrat. († 1481). Er schrieb unter anderem einen Katechismus, der die Hauptlehren der Kirche in behaltbare Verse faßte<sup>55</sup>). Er empfiehlt das Lesen der Bibel in der Muttersprache, in der auch die Griechen, Hebräer und Gothen die Heilige Schrift gehabt hätten. In seinen Predigten richtet er sich gegen alle Unsitte der Zeit, auch gegen die Kleidermoden. Gegen die damals beliebte Buntheit der Farben wendet

<sup>51</sup>) D. sacrae paginae, Dr. germanus.

<sup>52</sup>) Finke in Ztschr. für Gesch. u. Alter., 45, S. 124; 46, S. 201; 47, S. 220. Vgl. Haupt, Realenz., 7, 711 ff.; Landmann, Predigtwesen, S. 28 f.

<sup>53</sup>) Landmann, S. 28.

<sup>54</sup>) Lindner, Beme, S. 512 u. 602.

<sup>55</sup>) Geffken, Bilderkatechismus, S. 31 f.

er ein: Wenn Gott die vielen Farben der Kleider gewollt hätte, dann hätte er der „Wolle der Schafe so vielerlei Farben gegeben wie den Federn der Vögel“. Besonders ist ihm die Schleppe verhaßt: sie sei offenbar etwas Teufelisches, denn nur die Tiere und der Teufel hätten einen Schwanz. So habe auch einer auf der Schleppe einen Teufel sitzen gesehen. Die Schleppe wird dann *cauda bestialis*, tierischer Schwanz, *thuribolum diaboli*, ein Weihrauchbecken des Teufels, da sie Staub aufwühlt, und eine *scopa platearum*, ein Straßenbesen, der den Straßenkot auflegt, genannt. Daß ihm auch sonst übertriebener Frauenschmuck nicht gefällt, ist zu denken. Zwar erkennt er eine gewisse Berechtigung des Schmucks an, wenn nämlich eine Frau sich dadurch einen ehelichen Gemahl erwerben wolle<sup>56)</sup>. Sonst aber spottet er<sup>57)</sup>, die Frauen seien durch ihre hohe Frisur *galeatae*, behelmt, durch ihre Schleppe *caudatae*, geschwänzt, durch die Schminke *fucatae*, gefärbt, und mit goldenen Gürteln und Korallen *ornatae*, geschmückt. Aber was weiß solch Mönch von Frauenschönheit oder von Mode!

Es fragt sich, welchen Eindruck diese Predigten machten.

Es dürfte von Interesse sein, was der bekannte Karthäuser Mönch, der aus Westfalen stammende Werner Rolevink, über die Predigt und deren Aufnahme bei seinen Landsleuten sagt. Er entstammte einem größeren Bauernhufe in Laer, Kreis Burgsteinfurt, und war ein begeisterter Lobredner seines westfälischen Heimatlandes. Das hindert ihn nicht, die kirchlichen Zustände in seiner Heimat schwarz zu malen. Es ist dabei freilich zu erwägen, daß Moralpredigten ein sehr zweifelhaftes Material sind, um daraus Einblicke in den Stand der Moral einer Zeit zu gewinnen. Das Pathos von Bußpredigten reißt den Redner gelegentlich zu Behauptungen hin, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Rolevink aber will in seiner Schrift *De regimine rusticorum*, Über die Lage der Bauern<sup>58)</sup>, eine erbauliche Schrift (ein *verbum edificationis*)<sup>59)</sup> geben. Er verfällt darum in den Ton jener von uns als urkundliches Material abgelehnten Predigten. Das beweist schon sein Rühmen der „guten alten Zeit“ (*bonus antiquus mundus*)<sup>60)</sup>. Er übertreibt auch, wenn er von „täglichen Mahn-

<sup>56)</sup> Landmann, S. 190.

<sup>57)</sup> Geffcken, Bilderkatechismus, S. 97 f.

<sup>58)</sup> Vgl. Jahrbuch des Vereins für westf. Kirchengesch. 1907, S. 68—164.

<sup>59)</sup> Ein *verbum edificationis* (S. 70).

<sup>60)</sup> *Bonus antiquus mundus* (S. 110).

predigten“ (exhortationibus oder sermonibus quotidianis)<sup>61)</sup> schreibt, und er muß sich dessen bewußt gewesen sein, geht ihm doch an anderer Stelle der Gottesdienst im canere, nämlich im Singen der Messe, auf<sup>62)</sup>. Man darf darum gewiß Abzüge von der Klage machen, daß die Stellung der Bauern zum kirchlichen Leben eine bedauernswerte sei. Viele meinten, so sagt er<sup>63)</sup>, es sei genug, am Sonntage nicht zu arbeiten. Deshalb bringen sie den Sonntag mit langem Schläfe oder Ballschlagen und anderen Spielen oder gar mit Trinken und Tanzen zu. Oder sie überdenken, was in der Woche zu arbeiten sei, und beschäftigen sich so mit zeitlichen Dingen, als wenn sie hier ewig bleiben könnten. Das aber ist die List des bösen Feindes, daß er das, was zum Heil der Seele dienen soll, zu ihrer Verdammnis verkehrt.

Kolevink mahnt also zum Kirchgehen. Aber wie er es tut, ist wieder bezeichnend. Im Gotteshause betet man mit vielen zusammen. Und wenn nun oftmals das Gebet des einsam Betenden nicht erhört wird, so verdient das gemeinsame Gebet vieler sicher die Erhöhung<sup>64)</sup>. In der Kirche weiß der Beter sich dazu im Schutz des Kirchenpatrons, der immer für die ihm Befohlenen eintritt<sup>65)</sup>. Darum sollen gottesfürchtige Bauern die kirchlichen Feste fromm feiern, bei der Predigt, soviel immer möglich, zugegen sein, die Fasten beobachten, Beichte und kirchliche Exerzitionen nicht verachten, die Sakramente verehren und den Gottesdienst mehren, daß sie zeitlichen und ewigen Segen Gottes verdienen.

Das sind Kolevinks religiöse Ermahnungen. Man kann nicht sagen, daß sie gerade in die Tiefe gehen. Sie fordern ein äußerlich christliches oder doch kirchliches Leben, wissen aber kaum von einem innerlich religiösen Leben.

Tiefer als der Einfluß der Predigt ist offenbar der der Beichte. Sie ist im Mittelalter das Erziehungsmittel der Kirche gegenüber einem Volke, in dem das sittliche Bewußtsein erst geweckt werden soll. Seit 1215 war sie geboten. Gerade durch dieses Gebot wurde sie ein Rechtsakt: „die Handlung als solche, nicht die Gesinnung war entscheidend“<sup>66)</sup>. Die äußere Darstellung drängte sich an Stelle dessen,

<sup>61)</sup> exhortationibus oder sermonibus quotidianis (S. 71 u. 155).

<sup>62)</sup> S. 95.

<sup>63)</sup> S. 114 f.

<sup>64)</sup> S. 116 f.

<sup>65)</sup> S. 118.

<sup>66)</sup> Hauck, V, 1, 365.

was doch nur als innerlicher Vorgang von Wert sein kann. Auch hier klagt Kolveink, daß, so schnell der Bauer zu den „Steinen“, d. h. an das Gericht laufe, wenn es sich um ein Stück Vieh handle, so langsam hebe er den Fuß, zur Beichte zu gehen<sup>67)</sup>. An die Beichte knüpfte sich dann der immer größere Mißbrauch des Ablass, der zunächst nur ein Ersatz der Kirchenstrafen durch andere freiwillige Leistungen war, dann aber vielfach als ein Loskauf für Geld von der Schuld der Sünde angesehen wurde. Das lag in der Art, wie man vielfach im Namen der Kirche die Bedeutung des Ablass zu erhöhen sich bemühte, wengleich es an ernstern Warnungen der Bußprediger, wie Berthold von Regensburg, nicht fehlte<sup>68)</sup>.

Im Mittelpunkt des priesterlichen Handelns stand die Messe. Die einfache Feier des heiligen Abendmahls wurde zu einem Vorgange, in dem der ganze Kultus gipfelte<sup>69)</sup>. Seit dem 13. Jahrhundert kam die Kelchentziehung auf, die doch erst durch das Konzil von Konstanz (1415) kirchliches Gebot wurde.

## Der Erfolg der kirchlichen Arbeit für die Frömmigkeit des Volkes.

Die Christianisierung unseres Volkes ging nicht so schnell vor sich, wie es etwa nach Einhard<sup>70)</sup> scheinen könnte. Es war vielmehr ein Jahrhundertende währendender und noch heute nicht zu Ende gekommener Gärungsprozeß, den Karls des Großen Schwertmission einleitete. Aus dem öffentlichen Leben konnte man das Heidentum bald verbannen; aber es hatte noch lange Stätten, wo es dauern konnte, wie schon der Name Heidentum beweist. Es gab auch in unserem Lande außerhalb der menschlichen Ansiedlungen große wüstliegende Heiden, wilde Wälder. Hier spukten, wie man dachte, die zu bösen Geistern gewordenen Götter. Hierhin zogen sich aber auch die zurück, die die scharfen Edikte gegen den Götzendienst scheuten, soweit sie nicht die Heimat völlig geräumt hatten, um bei den nordischen Germanen ihres Glaubens leben zu können und mit ihnen in den Normannenzügen

<sup>67)</sup> S. 139.

<sup>68)</sup> Hauck, V, 1, 367 f.

<sup>69)</sup> Hauck, V, 1, 333 ff.

<sup>70)</sup> Vita Caroli m. S. 32: abjecto daemonum cultu et relictis patriis ceremoniis.



ihre Rache zu suchen. Daher galten die Heidebewohner als Anhänger des alten Glaubens, als „Heidenen“<sup>71</sup>).

Zeugen dieser langsamen Christianisierung sind ein Verzeichnis abergläubischer Handlungen und erhaltene Reste von Predigten<sup>72</sup>). Der äußerliche Gehorsam ließ sich erzwingen, doch unausrottbar blieb im Herzen die alte Scheu<sup>73</sup>). Und ließ Karl die alten heiligen Haine niederhauen, so haftet an deren Stätte wohl noch heute der Name des heiligen Waldes (Hilligenlo)<sup>74</sup>), oder die Stätte wurde Tummelplatz böser Geister (Externsteine).

So kam es, daß das Heidentum die Trümmer seiner zerfallenen Tempel auf christlichem Boden reichlich zurückließ. Es starb nicht mit einem Schlage ab, sondern ein wenig umgeformt, aber auch wieder umformend, erhielt es sich als irgendwie religiöser Einschlag, vor allem als Aberglaube. Man hat sogar behauptet, es sei durch die Einführung des Christentums im religiösen Empfinden gar kein „Bruch“ eingetreten, es habe sich vielmehr alsbald eine Art von Ausgleich zwischen Christentum und Heidentum vollzogen<sup>75</sup>).

Es kann hier nicht auf die vielfachen Nachklänge eingegangen werden, in denen noch heute die alten Götter fortleben — es sei nur auf die Namen unserer Wochentage hingewiesen. — Aber der tiefste Kern altsächsischer religiöser Vorstellungen ist die ehrfürchtige Scheu, mit der man zu den Furchtbaren aufschaute, die die Lose warfen über der Menschen Geschick. Darum entsprach es nicht der sächsischen Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie in Mauern einzuschließen oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Sie waren den Sachsen jenes unergründliche Geheimnis, das allein ehrfurchtsvoller Anbetung sich kundtut<sup>76</sup>). Und doch waren diese Götter, die im Sturm des Wetters, im Rollen des Donners erschreckend und vernichtend dahinfuhren, noch nicht die letzten Schicksalsmächte. Sie waren nur Ausführer eines noch höheren Willens, dem auch sie unterworfen waren, des Willens der „Wurt“. Die Ahnung einer höheren Einheit zieht sich durch alle polytheistischen Religionen.

<sup>71</sup>) Althochdeutsch der Heidan, mittelhochdeutsch der Heiden, Mehrzahl die Heidenen.

<sup>72</sup>) Hauck, Kirchengesch., II, 393: Indiculus superstitionum et paganiarum und die Homilia de praestigiis.

<sup>73</sup>) Heinr. von Herford, Chron., S. 59: pristina Saxonum superstitio.

<sup>74</sup>) Hilligenlo. Höltscher, Bistum Minden, Zeitschrift 38, S. 105.

<sup>75</sup>) Zoster.

<sup>76</sup>) Tacitus, Germania, Kap. 9.

Die Wurt ist in der nordischen Mythologie die erste der drei Nornen oder Schicksalsfrauen: Wurt (= ward) ist die Vergangenheit, Verdandi (= werdend) die Gegenwart, Skuld (= soll) die Zukunft. Es ist also die Zeit, der alles untertan ist, oder die Macht, die in der Zeit sich auswirkt. In der deutschen Mythologie wissen wir nur von der Wurt. Sie wird im Heliand oft genannt<sup>77)</sup>. Sie war die letzte und höchste Instanz, eine fast persönliche Macht. Die christlichen Glaubensboten glaubten richtig zu handeln, wenn sie gegen den Glauben an die Wurt besonders stark auftraten. Daher verscholl dieser Name völlig, und an seine Stelle trat das Neutrum „Schicksal“. Die lateinische Übersetzung fatum wurde in der romanischen Volkssprache zur fata, aus der dann wieder die ins Deutsche übernommene „Fee“ hervorging, die eine Schicksalsfrau, wenn auch zumeist eine freundlich gefinnte, bedeutet.

In der Hand der Wurt liegt also Leben und Glück der Menschen. Im Glauben an sie wurzelt der Fatalismus, der ehemals alles beherrschte und noch heute recht eigentlich Volksglaube ist: „Was kommen soll, kommt doch<sup>78)</sup>.“

Übrigens haben wir einen Überrest dieser ehrfurchtsvollen Scheu vor der Übermacht der Götter bis heute bewahrt, den wir nicht entbehren möchten. Tacitus berichtet in der Germania, der ältesten Adelsurkunde unseres Volkes<sup>79)</sup>: Die Germanen banden, um zu beten, die Hände mit Seilen zusammen, damit ihre willenlose Ergebung in den Willen der Götter zu bezeugen. Denn ein Gebundener ist willenlos und dem Gutdünken des ihn Bindenden überlassen. Jenes Binden vollziehen wir noch heute, freilich nicht mit Seilen, aber wir binden die eine Hand durch die andere, indem wir sie falten. Jüdischer und christlicher Brauch der ersten Jahrhunderte war, die Hände zum Himmel zu erheben. Das Händefalten wurde von den Germanen her christlicher Brauch.

Zu diesem Schicksalsglauben trat das kirchliche Christentum in bewußten Gegensatz. Es näherte sich einerseits dem Pelagianismus, der jeden zu seines Glückes oder auch Unglückes Schmied machte und ihn seine Schuld tragen ließ. Andererseits bildete sich jene neue Mythologie

<sup>77)</sup> z. B. Ausgabe Röne, S. 413.

<sup>78)</sup> Vgl. Gebhard, Bäuerl. Glaubens- und Sittenlehre, S. 60 f.; das kirchliche Leben in Niedersachsen 1907, S. 542 ff.

<sup>79)</sup> S. 19, Kap. 39.

aus, in der die Heiligen, zumal „die Mutter Gottes“, eine Vermittlung zwischen der unerforschlichen Gottheit und den Menschen übernahmen. Man milderte dadurch den Gegensatz zwischen Himmel und Erde, zwischen dem unnahbaren Geheimnis der Ewigkeit und den sterblichen wie sündigen Menschen. Der Dichter des Lippistoriums, der Lippstädter rector scholarum, Magister Justinus, spricht es in aller Naivität deutlich genug aus<sup>80)</sup> in dem Gebet seines Helden an die Maria:

Zwiefach kannst du Gott rühren: als Tochter nahst du dem Vater,  
nahst als Mutter dem Sohn — beides hat sichern Erfolg.

Die Heiligen zeigen als die rechten Nothelfer, wie man dem Spruche der Wurt entrinnen kann. Sie reden auch in dem verborgenen Räte Gottes mit, zugunsten derer, die sich in ihren Schutz befehlen. Sobelinus Person, der Dechant des Bielefelder Stiftes zu St. Marien auf der Neustadt, deutet einmal darauf hin<sup>81)</sup>: „Im Räte der himmlischen Wächter war schon beschlossen, was auf Erden noch unbekannt war.“

Die Hilfe der Heiligen ist an die Heiligtümer, die ihren Namen tragen, an ihre Bilder und Reliquien geknüpft. Damit konnten die Sachsen sich zunächst nicht befreunden. Sie weigerten sich sogar, die biblischen Wunderberichte zu glauben. Daher bemühte man sich, Wunder vor ihren Augen geschehen zu lassen, die allen Argwohn zerstreuen müßten. Dazu dienten die sogenannten Translationen, die Überführung von Reliquien, zumal aus Frankreich, in das märtyrerlose Sachsen. Man umgab die Translationen mit dem Aufgebot aller in die Augen fallenden Veranstaltungen, geleitete sie in feierlichem Zuge mit Kreuzen und Lichtern, mit Gebeten und Gesängen. Priester in feierlichem Ornat umgaben den Schrein, der den Schatz barg. Unzähliges Volk schloß sich an und strömte zumal dort zusammen, wo der Zug übernachtete. Man hörte von Wundern, die am Orte der letzten Nachtrast geschehen seien; erwartungsvoll fragte man: Werden wir auch ein Wunder erleben? Und Kranke und Krüppel — wie hätten sie nicht darum bitten, darauf hoffen sollen? Eine Wunderatmosphäre umgab den Zug. Schon verkündet ein Priester, daß wieder ein Blinder sehend, ein Lahmer gehend geworden sei.

<sup>80)</sup> Ausgabe Althof S. 55 u. 615 ff.

<sup>81)</sup> Processus translat. — Jansen, S. 292.

Es ist durchaus nicht nötig, einfach Betrug anzunehmen. Man denke an die Macht der Suggestion — und ist nicht „das Wunder des Glaubens liebstes Kind“?

In dem einen Jahre 836 kamen die Gebeine des heiligen Vitus nach Korvey und die des heiligen Liborius nach Paderborn, etwas später geschah die Übertragung der heiligen Pusinna nach Herford. —

In der Beschreibung der letzteren findet sich eine sehr ernsthafte Auseinandersetzung über die Möglichkeit der Wunder, die von Reliquien ausgehen. Sicher können die Heiligen, was sie können, nur in der Kraft und im Auftrage Gottes. Sicher sind die Wunder mehr wegen der Ungläubigen als wegen der Gläubigen nötig. Die ersteren sollen gleichsam durch einen fühlbaren Schlag aus ihrem Schlafe erweckt werden. Die Gläubigen aber sollen wissen, daß die Wunder der Heiligen ihre Heiligkeit kundtun, nicht bewirken. Und es gibt berühmte und große Lehrer der Kirche, die niemals Wunder getan haben, wie Hieronymus und Augustinus, und besser als das Erwecken toter Leiber sei das Erwecken toter Seelen. So klingt die Translation S. Pusinnae in eine ernste Mahnung aus.

Der Mindner Domschatz war besonders reich an Reliquien. Sie werden aufgezählt bei Löffler<sup>82)</sup>. Unter ihnen sind drei Glieder aus der Kette, mit der Petrus gefesselt war, aber auch die Reliquien der Maria Magdalena, die bei einem Brande allein unverfehrt blieben und daher in einem kostbaren Gefäß bewahrt wurden. Als der Dekan sich ärgerlich darüber äußerte, daß man „wegen des bißchen Knochens“ solche Ausgabe habe, verfiel er alsbald göttlicher Strafe<sup>83)</sup>. Ebenso verfielen die Mindner Bürger der Strafe Gottes, die bei der Überführung der Reliquien von der „Insel“ ins Mauritzkloster sagten, sie hätten schon genug Totengebeine in der Stadt<sup>84)</sup>.

Es sind nicht bloß die Gebeine, die die helfende Gemeinschaft der Heiligen vermitteln. Die Heiligen erscheinen auch persönlich, und zwar im Traume, Weisung zu geben, Hilfe zu bringen. Mit völlig ernster Miene erzählt Gobelinus Person<sup>85)</sup>: Dem an Steinleiden erkrankten Kaiser Heinrich II. erschien, als er in der berühmten Benediktinerabtei Monte Kasino darniederlag, der heilige Benedikt im

<sup>82)</sup> Geschichtsquellen S. 55, Anm. 1.

<sup>83)</sup> Löffler S. 53.

<sup>84)</sup> Schlichthaber II, S. 66; Landmann, Predigtwesen, S. 37 u. 172.

<sup>85)</sup> Cosmidromius S. 28.

Traum und legte ihm einen Stein in die Hand. Als der Kaiser erwachte, war er gesund und hatte den Stein in der Hand. Auch die Wunder, die der heilige Liudger in Münster tut, geschehen meist durch Traumerscheinungen des Heiligen<sup>86</sup>). Ein Mann in Münster, der einen Bein-schaden hat, so daß er auf zwei Krücken gehen muß, sieht nachts im Traum einen weißen Mann: es ist der heilige Liudger, der sich mit seinem Bein zu schaffen macht, und — am anderen Morgen ist er geheilt. Aus ganz Westfalen strömen die Kranken nach Mimigardesfort, wie Münster damals noch hieß, und immer ist's ein weißender Traum, der sie auf den Weg bringt. Freilich bei dem kranken Ritter in Minden sind es gute Freunde, die ihm die Hilfe Liudgers zu erlehen anraten. Aber auch so findet er, nachdem er ein Opfergelübde zu dem Heiligen getan, alsbald Hilfe.

Bekannt ist die Bedeutung, die das Nibelungenlied den Träumen beilegt. An allen entscheidenden Punkten im Leben Kriemhilds ist es ein Traum, der die Entscheidung bringt. Es ist klar, für wie bedeutungsvoll die Träume gelten mußten, wenn auch das Volkslied auf sie wichtige Entscheidungen zurückführt.

Es gab doch auch solche, die den Träumen mit Bedenken gegenüberstanden. So erzählt Gobelinus Person, der übrigens die auf Visionen der Nonne Elisabeth von Schönau beruhende Legende von den 11 000 Jungfrauen als Märchen erweist<sup>87</sup>), einen Traum, in dem er ein starkes Gewitter erlebt, das nicht bloß Schloßen von der Größe punischer Äpfel zur Erde schleuderte, sondern auch den Turm des Paderborner Domes zu Boden wirft. Er ist von dem Gesicht so erschüttert, daß er noch im Traum die sieben Bußpsalmen betet. Er wacht, stellt er Betrachtungen darüber an, ob man Träumen trauen dürfe<sup>88</sup>). Er gedenkt an das Sirachwort (34, 1—2): „Unweise Leute betrügen sich selbst mit törichten Hoffnungen, und Narren verlassen sich auf Träume“ und „wer auf Träume hört, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen.“ Aber er gedenkt auch des Gesichtes, das Daniel (10, 12) sah und weiß, daß Gott Geheimnisse offenbaren kann. So schließt er denn auf einen für das Stift Paderborn zu erwartenden Schaden, der auch eintritt. Hier ringt ein verständiger Mann mit der

<sup>86</sup>) Vgl. Libellus Monaster, de miraculis Liudgeri in Wilmans, Additam. S. 104 ff.

<sup>87</sup>) Rettberg, Kirchengesch. I, S. 111 ff.

<sup>88</sup>) Cosmidrom. S. 128 f.

Gewalt des Aberglaubens, aber er unterliegt. Er hat es eben schon zu oft erlebt, daß Gott seinen Kindern wirkliche Offenbarungen auf allerlei Weise gibt, zumal, wo es sich um das Heil der Kirche handelt. So zählt er eine Anzahl göttlicher Weisungen auf, die die schwedische heilige Brigitta in Rom erhielt, durch die die Päpste vermahnt wurden, von Avignon nach Rom zurückzukehren<sup>89)</sup>. Auch der Franziskaner Peter von Aragonien wird — nach Gobelin<sup>90)</sup> — solcher Träume und Visionen von Gott gewürdigt. Ebenso hören jene Bäuerelein, die in der Kirche des verlassenen Klosters Böddeken schlafen, nachts im Traum süße Melodien engelischer Geister, die dadurch andeuten, daß jenes Kloster zu neuer Herrlichkeit erstehen soll<sup>91)</sup>. Er nimmt es auch ernst mit der Vorbereitung auf solche nächtliche Eingebung Gottes. Er hatte zusammen mit einem Priester eine Wallfahrt nach dem heiligen Land gelobt, wenn Gott ihm einen dringenden Wunsch erfüllte. Der Wunsch wird erfüllt: es handelt sich um die Reformation des Klosters Böddeken. Nun wird aber sein Daheimbleiben und seine Mitarbeit an diesem Werk von ihm als sittliche Pflicht gefordert. In diesem Widerspruch weiß er nicht, was tun. Daher erbittet er Gottes Rat<sup>92)</sup>. Er bittet vor dem Schlafengehen auf den Knien: „Erbarme dich mein, Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit“, dann legt er das Buch über das Sterben des heiligen Hieronymus unter sein Haupt, damit durch die Fürbitte des Heiligen der Teufel verscheucht werde und Gott ihm durch besondere Offenbarung anzeige, was er tun solle. Das ihm gewordene Traumbild deutet er auf sein Bleiben, was auch wohl seines Herzens geheimer Wunsch war<sup>93)</sup>. Solchem Traume verdankte auch der Bischof Volkwin von Minden († 1293) die Wiedererlangung des Augenlichts<sup>94)</sup>.

Noch ein drittes Mittel der Kundgebung besitzen die Himmlischen: sie erscheinen sichtbar für die irdischen Augen in verkörperter Gestalt. Von der „Vision“ weiß noch heute in Herford jedermann. Die Chronisten aber, auch die Schreiber des 18. Jahrhunderts, wie der wackere Pfarrer von Jöllenbeck, Hagedorn, können nicht Worte genug finden, wenn sie davon schreiben, so sehr sie immer ihre protestantische

<sup>89)</sup> Cosmidrom. S. 71.

<sup>90)</sup> Cosmidrom. S. 74.

<sup>91)</sup> Processes translät. S. 231.

<sup>92)</sup> Processus S. 238.

<sup>93)</sup> Vgl. dazu die Vorrede zum Cosmidr. von Janfen p. XIX.

<sup>94)</sup> Schroeder, Chronik, S. 183 f. Vgl. Vöfler, Geschichtsqu., S. 58 u. 68.

Einstellung betonen mögen. Diese Betonung dürfte allerdings kaum nötig sein, „denn diese Wundergeschichte verdunkelt wirklich“, wie Hagedorn<sup>95)</sup> sagt, „fast alle Seltenheiten des ravensbergischen Landes“. Die mittelalterlichen Chroniken sind erst recht voll bewundernden Staunens. Auch Gobelinus Person<sup>96)</sup> spricht davon. Hier soll das Ereignis nach der von Wilmans<sup>97)</sup> veröffentlichten ältesten Aufzeichnung gegeben werden. Ein von Hunger entkräfteter und nur notdürftig bekleideter Jüngling geht am Tage der heiligen Märtyrer Gervasius und Protasius (13. Juni) nach Herford, um die bekannte Wohltätigkeit der dortigen Stiftsfrauen um Hilfe anzuflehen. Mitten in dem dichten und dunklen Walde, durch den er geht, umleuchtet ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, heller als die Sonne, von dem zugleich ein wunderbar lieblicher Geruch ausgeht. Er fällt erschüttert zu Boden. Aber die Frauengestalt, die mitten in diesem Lichte steht, berührt ihn mit der Hand, nennt ihn bei seinem Namen und redet ihn an: Warum fragst du nicht, wer ich bin, oder weshalb ich dir erscheine? Zitternd antwortet der Jüngling, er wage es nicht. Darauf gibt sie sich ihm als „die Mutter Gottes“ zu erkennen und trägt ihm auf, der Abtissin in Herford ihre Mahnung zu überbringen, nicht bloß für den äußeren Bau des Stiftes, sondern auch für die innere Erbauung der Nonnen Sorge zu tragen. Außerdem aber solle sie an dieser Stätte der Heiligen ein Gotteshaus bauen, daß, wer sie hier suche, sie auch finde und die Erhörung seines Gebetes davontrage. Als er ein Zeichen erbittet, das ihn als Boten der Gottesmutter beglaubige, wird ihm die Bitte gewährt: das solle das Zeichen sein, daß ihm auch nicht das leiseste Ungemach wegen dieser Botschaft widerfahren werde. Aber die Erscheinung gebietet ihm auch, einen Stab in Kreuzform da, wo jetzt ihre Füße ständen, in den Boden zu stoßen; auf diesem Kreuze werde sie als Taube erscheinen.

Darauf verschwindet sie. Er aber kriecht auf den Knien nach der Stelle, wo die Heilige stand, und bezeichnet sie mit dem Stabe. Voll Staunen über die wunderbare Botschaft läßt die Abtissin sie sich wiederholt von der Pförtnerin erzählen, schreitet dann aber selbst an die Pforte des Münsters, wo der Bote der Gottesmutter ihr guten Tag

<sup>95)</sup> Kirchengesch. von Herford, 1747, S. 20 ff. Vgl. dazu Sander, Stiftsberg, S. 44.

<sup>96)</sup> Cosmidr. S. 30.

<sup>97)</sup> Additamenta S. 100 ff.

Tag wünscht (bonam ei diem optans) und seine Botschaft ausrichtet. Der Konvent der Schwestern wird berufen, über dem Unerhörten zu beraten; man fragt Priester und erfahrene Männer, was hier zu tun sei. Man fastet und betet und beschließt dann, den Boten der Feuerprobe mit glühendem Eisen zu unterziehen: das Feuer vermag ihm nicht zu schaden; er wird ins Wasser geworfen, aber er versinkt nicht<sup>98</sup>). Nun geht man zu dem Kreuzstabe und sieht die Taube darauf sitzen: die Sache ist entschieden! Man baut der Gottesmutter hier ein Heiligtum und nennt es „Zum Kreuze“ (ad crucem), das — setzt der Berichterstatter hinzu — „bis heute“ durch die Wunder, die in ihm geschehen, berühmt ist.

Ähnliches erlebte ein frommer Bauer im Stift Levern: Nachts erscheint ihm Maria und befiehlt ihm, sofort in die Kirche zu gehen und dort eine Messe zu lesen. Aber er kann überhaupt nicht lesen. Als er nun vor dem Altar steht, findet er, daß ihm, seinen Gehorsam zu lohnen, die Kunst des Lesens geschenkt ist. Er wird Priester und schenkt Haus und Hof dem Stifte. „Dieser Hof ist der Schulthenhof und wird jetzt Grotehus genannt<sup>99</sup>).“

Ein anderer Bauer aus Levern<sup>100</sup>), der in der Nacht nach Lübecke ging, sieht auf dem Wege einen würdigen Greis, der eine große Fahne, wie man sie im Mindenschen Dome hatte, trägt, und schließt daraus auf einen großen Sieg der Mindner in einer Fehde, die gerade entbrannt ist. Der Sieg wird glücklich errungen (im Jahre 1348).

Es ist nicht wunderbar, daß angesichts solcher Erzählungen der Zug zum Visionären mächtig anschwellt. Hauck<sup>101</sup>) weist auf das Krankhafte in ihm hin, das zumal bei ekstatischen Frauen auch nicht zu leugnen ist. Andererseits tritt in manchen Visionen aber auch ein erzieherischer Ernst zutage, der nicht geleugnet werden kann. Heinrich von Herford deutet eine solche an<sup>102</sup>). Ein Bischof von Minden, Detmar (1185—1206) erkannte diesen Zweck und folgte der Mahnung<sup>103</sup>). Er hatte sich des Verdienstes gefreut, das er vor Gott sich erworben habe. Da wird ihm durch eine Vision die Botschaft, er stehe

<sup>98</sup>) Bei der Wasserprobe der späteren Hegen ist gerade der Versinkende unschuldig.

<sup>99</sup>) Pöffler, *Geschichtsquellen*, S. 172.

<sup>100</sup>) Schroeder, *Chronik*, S. 259, Anm.

<sup>101</sup>) *Kirchengesch.* V, 1, 382.

<sup>102</sup>) *Chronik* S. 238 f.

<sup>103</sup>) Pöffler, *Geschichtsquellen*, S. 168.



doch nur dem Viehhirten in Düttesen (Dützen) gleich. Der Bischof läßt sich sagen, gewinnt den Hirten, den er als rechtes Gotteskind erkennt, lieb und begräbt, als er stirbt, seinen Leichnam im Dome. Gott aber lohnt ihm seine Demut, indem er ihn das Wunder von der Hochzeit zu Kana erleben läßt.

Und nun saß im Zisterzienserkloster Heisterbach, in einem lieblichen Tale des Siebengebirges am Rhein, der Mönch Caesarius, der fleißige Novizenmeister seines Klosters, und schrieb seinen *Dialogus miraculorum*, ein zweibändiges Werk<sup>104</sup>), in dem er alle Wundererzählungen zu Nutz und Frommen seiner Schüler sammelte, die zu seinen Ohren kamen. Er vergaß auch nicht, seine Gewährsmänner zu nennen, denen er die Geschichten verdankte, nebst den Orten, wo sie geschehen sein sollten. Daher finden wir hier mancherlei, das sich auf Minden=Ravensberg bezieht. Das Ganze aber breitet vor dem Auge die bunte Wunderwelt aus, die in den Gedanken mittelalterlicher Menschen lebte. Die obere Welt mit ihren Heiligen ragt durchaus lebendig und leibhaftig in diese Welt, man braucht nur ein wenig den Schleier zu lüften, dann sieht man das Heer der Himmlischen allezeit geschäftig, den Guten zum Lohne — denn immer handelt es sich um verdienten Lohn — den Bösen zur Strafe. Aber Caesarius gibt außerdem Kenntniss kirchlicher Sitten und Zustände, auch unseres Landes, die überaus wertvoll ist. Er ist kein einsamer Mönch, steht vielmehr in seinem Heisterbach in einem Mittelpunkte seines Ordens, wo die Ordensbrüder aus allen möglichen Gegenden sich einfanden. Treuherzig erzählt er, was er hört. Einer seiner Gewährsmänner ist der Mönch Adam aus dem Bruderkloster zu Lokkum, dem die Stifter Levern und Segenstal zur Leitung anvertraut sind. Eine kleine, naive Schülergeschichte, die dem Mönch Adam selbst geschehen ist, sei ihm zu Ehren hier wiedererzählt<sup>105</sup>). Er war in Münster geboren und besuchte dort die Domschule. Der Schulweg führte ihn täglich an der Liebfrauen=(Überwasser=)Kirche vorüber. Er geht aber nie vorüber, ohne hineinzutreten und der Maria seinen demütigen Gruß darzubringen. Eines Morgens, es ist noch früh und dunkel, findet er die Kirche voll hellen Glanzes: eine lichte Frauengestalt steht vor dem Altar, umgeben von sechs Engelsgestalten, und aller Lichtglanz geht von ihr aus. Sie ruft ihn und er sinkt auf die Knie vor ihr. Nun aber hat er Ausschlag

<sup>104</sup>) Herausgegeben von Strange, Köln, 1851.

<sup>105</sup>) *Dialogus* II, 33.

auf dem Kopfe, der aller Kunst der Ärzte spottet. Die Mutter Gottes legt ihm die Hand auf das Haupt, und er ist geheilt.

Es gab doch auch Zweifelnde. Das Wunder der Brotverwandlung im heiligen Abendmahle gab hier und da Anstoß. Aber die Widerlegung dieses Zweifels ist einfach. Wie die Sage von Wittekind erzählt, daß er durch das Auftun seiner Augen von der Wirklichkeit dieses Wunders überzeugt sei, so erlebten Ähnliches Priester, die gleichfalls zweifelten. Ein Priester auf der Wittekindburg bei Minden sieht ausgesprochenes Fleisch in der Hostie, und ein Priester in Wunstorf sieht wirkliches Blut im Kelche<sup>106</sup>). Da kann es nicht auffallen, daß der Glaube an „blutende Hostien“ aufkam. Ein Mindener Kanonikus rettet eine solche Hostie bei der Eroberung der Burg Hausberge<sup>107</sup>). Sie wird anerkannt wie die von Wilsnack, damals berühmt in allen Landen; ein ungeheurer Zustrom von Wallfahrern entsteht. Auch der Kaplan von Quernheim kommt mit der Priorissa und allen Stiftsjungfern. Zuletzt stellt sich doch alles als Betrug heraus. Aber der Glaube an blutende Hostien ging wie eine Epidemie durch alle Lande<sup>108</sup>). Auch durch das unsere. Die Chronik von Mauritius und Simeon<sup>109</sup>) erzählt, daß ein ungeheurer Brand, der ganz Minden zu vernichten drohte, alsbald erlischt, als das Sakrament herzugetragen wird<sup>110</sup>). Auch später weiß der mindische lutherische Superintendent Jul. Schmidt von allerlei Mitteln, den Brand zu löschen, wenn auch nicht von diesem<sup>111</sup>): „man sagt von Juden, daß sie das Feuer besprechen. oder Mittel hineinwerfen, die es ersticken. Wären diese Mittel natürlich und nicht wider Gott, so wären sie nicht zu verwerfen“; aber er hat dann doch Sorge, daß man solches mit Hilfe des Teufels verrichte. Hier zeigt sich die nahe Berührung des mittelalterlichen Glaubens mit späterem Aberglauben.

Wie man diesen Glauben für eigennützige Zwecke ausbeutete, zeigt folgende Erzählung.

Ein beliebtes Ziel für Wallfahrten war der Wunderbrunnen zu Blomberg im Lippischen. Damit hatte es folgende Bewandnis<sup>112</sup>):

<sup>106</sup>) Cäsarius, Dial. II, S. 170 u. 179.

<sup>107</sup>) um 1390: Pöfifer, Geschichtsquellen, S. 213.

<sup>108</sup>) Culemann, Mind. Gesch. III, S. 36 ff. i. J. 1451.

<sup>109</sup>) Herausgegeben von Grottefend, S. 25.

<sup>110</sup>) Vgl. Schroeder S. 284.

<sup>111</sup>) Feuerflammen S. 95.

<sup>112</sup>) Lipp. Reg. III, Nr. 2240; Piderit, lipp. Chronik, S. 592.

Eine Frau Adelheid fragt ihre Nachbarin, wie sie es doch anfangs, daß ihr alles im Leben glücke. Sie erhält die Antwort, das mache, daß sie einen Gott im Kasten habe. Das Weib versteht die Antwort falsch und stiehlt aus der Kirche eine Anzahl Hostien, die sie daheim in einen Kasten legt, nunmehr das Glück erwartend. Aber der Teufel, der an aller Untat seine Freude hat, richtet im Hause allerlei Ungestüm an. Der Frau wird angst und bange. Sie wirft die Hostien in ihren Brunnen, kann sie aber trotz aller Mühe nicht zum Sinken bringen. Auch die Nachbarn wittern Unrat. Der Verlust der Hostien ist längst gemerkt. Die Untersuchung beginnt, die Folter tut das Ihrige. Man verurteilt das Weib zum Feuertode. Als dem Urteil nicht sofort die Ausführung folgt, bricht ein furchtbares Wetter über Blomberg herein, unter dessen Schrecken das Weib zum Scheiterhaufen geführt wird.

Um den Brunnen hat der Teufel allerdings weiter sein Spiel, Gott aber gibt ihm eine sonderliche Kraft, daß sein Wasser Krankheiten heilt, Blinde sehend, Lahme gehend macht, „und ist fast kein Mangel oder Gebrechen, so das Wasser nicht hätte heilen können“. Es stellt sich alsbald ein gewaltiger Zulauf von Volk „aus allerlei Nationen“ ein: „aus allen Landen“ kommen Haufen von Gebrechlichen, alle finden Heilung und bringen reiche Dankopfer. Das Stift Möllenbeck an der Weser (gegründet 896, es war ein Stift von Regularkanonikern<sup>113</sup>), wird aufmerksam und errichtet mit Hilfe des lippischen Grafen Bernhard, der seinen Sitz in Blomberg hatte, hier ein neues Kloster. Man sendet Sammelboten je zwei und zwei nicht blos durch ganz Deutschland, sondern bis nach England, Spanien, Italien und beginnt 1469 den Bau eines schönen Klosters, dem fortan die Gaben der Pilger zufallen. Aber auch Stadt und Land haben daran teil.

Ah, die Stadt war in der Soester Fehde (1447) von den hussitischen Hilfsscharen des Erzbischofs Dietrich von Köln ausgeplündert und verbrannt, und lag größtenteils noch in Ruinen. Nun fand man vollen Ersatz und pries Gottes Güte. So stark aber befestigte sich der Glaube an den wundertätigen Brunnen, daß noch 100 Jahre später, als Fürst und Land längst evangelisch waren, Graf Simon VI. das Wasser gegen Krankheit gebrauchte<sup>114</sup>).

Denoch gab es von Anfang an Leute, die diesem Wunderbrunnen

<sup>113</sup>) Chronik von St. Mauritz, S. 20.

<sup>114</sup>) Falkmann, Ernste und heitere Bilder, 1880, S. 15.

miftrauten, wie Werner Rolevink berichtet<sup>115</sup>). Er selbst zwar stimmt diesen Zweiflern nicht ganz zu, aber auch ihm merkt man einen gewissen Zweifel ab, wenn er sagt: „Es tut nichts, wenn in solchen Dingen einmal ein Irrtum vorfällt, die nicht zu den wesentlichen Glaubensartikeln gehören“ und beruft sich auf das Wort des heiligen Hieronymus: „Ich verdamme den Irrtum nicht, der aus dem Haß gegen die Juden und aus frommem Glauben hervorgeht, weil auch die angesehensten Lehrer in solchen Dingen irren. So lange also das Volk es tut in der frommen Absicht, den einzig wahren Gott und Jesum Christum und seine Heiligen zu ehren, muß man es gewähren lassen.“ Anders urteilte Nicolaus von Cusa, der als Legat des Papstes 1451 in unser Land kam und diese Hostienwunder als Schwindel verwarf<sup>116</sup>).

Aber besonderen Erfolg hatte er nicht. Von weit her strömten die Wallfahrer nach Orten, wo eine wundertätige Hostie oder sonst ein Gnadenbild das Erleben eines Wunders, vor allem Heilung einer Krankheit verhieß. Man achtete keine Warnung, man ließ sich durch die Mühseligkeit einer Reise oder den Zustand der Wege nicht hindern.

Auch in Minden-Ravensberg gab es Wallfahrtsorte, zu denen man gern pilgerte. Herford<sup>117</sup>) war mit seiner Marienkirche ein solches Ziel wie Enger mit Wittekind's Grabstätte, oder Wallenbrück und Steinhagen mit wundertätigen Marienbildern; es werden auch Pilger zum Wittekind'sberge erwähnt<sup>118</sup>). So zog es auch viele nach dem im Jahre 1232 gegründeten Nonnenkloster Kulle im Osnabrück'schen. Kinderreime im Ravensberg'schen reden noch heute davon<sup>119</sup>). Auch Aachenfahrer werden erwähnt<sup>120</sup>). Die Jakobikirche in Herford (Radewig) ist Zeuge, daß man bis nach Spanien zog, die Gebeine des Apostels Jacobus (di Compostella), zu verehren<sup>121</sup>). Prediger, wie Hollen ließen es an ernststen Warnungen gegen alle Ausschreitungen, wie sie vorkommen mochten, nicht fehlen<sup>122</sup>).

Dennoch konnte es nicht ausbleiben, daß gegenüber einem solchen kraffen Glauben, den man getrost Aberglauben nennen mag, sich ab-

<sup>115</sup>) De laude S. 598 f.

<sup>116</sup>) Schroeder S. 367, Anm.

<sup>117</sup>) Sagedorn II, S. 177.

<sup>118</sup>) Lüffler S. 210.

<sup>119</sup>) Osnabrücker Mitteil. I, 1848, S. 269; Hartmann, Wanderungen, S. 45.

<sup>120</sup>) Lüffler S. 79.

<sup>121</sup>) Sagedorn I, 37.

<sup>122</sup>) Landmann, Predigtwesen, S. 172 ff.

weichende Stimmen geltend machten. Seit dem Untergang der Hohenstaufen hört man auch in Deutschland von Kegern. Sie standen dogmatisch auf demselben Boden wie die Kirche, lehnten aber alles Kirchliche ab, das sich nicht als biblisch ausweisen konnte, wie die Brotverwandlung, auch die Kindertaufe. Die mancherlei Mißstände im Klerus mochten mitwirken. So stellten sie ihre Gemeinden als die Kirche Christi der katholischen Kirche gegenüber. Neben den bekannten Waldensern und Katharern, von denen wir in unserem Lande keine Spuren finden, gab es „willige Arme“, Stille im Lande, die, ohne zu Gemeinden organisiert zu sein, dennoch miteinander zusammenhängen und eine Art von unsichtbarer Kirche bildeten. Neben ihnen gab es stolze Geister, die auf eigene Hand die Gemeinschaft mit dem Göttlichen suchten. „Wenn die Waldenser und diese Stillen Zeugen dessen waren, daß es Christentum auch ohne die Kirche gibt, so verkündeten jene, daß man Gott finden kann, auch ohne Christ zu sein“<sup>123</sup>). Caesarius weiß freilich von diesen Kegern viel Schändliches zu erzählen, das Verleumdung jenen nachsagte<sup>124</sup>). Er weiß auch von jenem Kreuzzug gegen die Albigenser in Frankreich. Als man deren Stadt stürmen will, in der auch Katholiken wohnten, fragen die Soldaten den Abt, der das Kreuzheer führt, wie man die Keger erkennen könne. Er antwortete: „Schlagt sie alle tot, der Herr kennt die Seinen“<sup>125</sup>).

Es konnte nicht fehlen, daß diese „Stillen“ lebendige Prediger waren, aber es gab auch sonst ernste Prediger, zumal bei den Bettelmönchen. Und es gab die Beichte, die, sie mochte noch so äußerlich gehandhabt werden, eine gewisse Erkenntnis der Sünde wach erhielt. Und es gab den Tod. Die Macht des Todes predigte auch in ruhigen Zeiten die Vergänglichkeit alles menschlichen Wesens. Wie aber war es erst in Pestzeiten! Dann rüttelte die Todesangst auch die Sichersten auf und trieb sie zu unerhörtesten Bußübungen. Als die Pest um 1350 verheerend durch Deutschland zog, erhebt sich allerorten das Volk. Wohl nennt Heinrich von Herford sie eine gens sine capite, ein Volk ohne Verstand<sup>126</sup>), aber sie hatten ungeheuern Zulauf. Bekannt sind sie unter dem Namen der Flagellanten oder Geißler. Der Name wurde ihnen von der Selbstgeißlung, die sie übten.

<sup>123</sup>) Hauck, Kirchengesch. V, 1, 415.

<sup>124</sup>) Dialog. I, S. 307.

<sup>125</sup>) Cäsarius I, S. 300.

<sup>126</sup>) Chronik S. 280 f. u. Vöfler, Geschichtsquellen, S. 203.

Die mittelalterliche Geißlerbewegung reicht mit ihren Wurzeln bis in die ferne Zeit des römischen Strafrechts, aus dem die körperliche Geißelung in kirchlichen Gebrauch übernommen wurde. Auch Kaiser und Könige haben sich der Geißelung für grobe Verstöße unterzogen. Es kam dann im asketischen Eifer italienischer Eremiten die Selbstgeißelung auf, die man bald wie eine Art von asketischem Sport betrieb, zumal in Kreisen, in denen die Bettelmönche Einfluß hatten. Wie es scheint, hielten die Brüder vom gemeinsamen Leben sich fern davon. Eine seltsame Blüte dieser Anschauung sind die Geißlerfahrten, in denen Massen von büßenden Menschen durch das Land zogen. Die erste derartige Geißelfahrt war die des Jahres 1260. Sie hängt wohl zusammen mit dem das Volksleben zerrüttenden Kampfe zwischen Kaisertum und Papsttum, wie mit der von den Bettelorden ausgehenden religiösen Erregung und chiliastischen Erwartungen sowie dem Auftreten der Pest. Doch scheint die Erregung nicht bis nach Niederdeutschland gekommen zu sein. Das war anders bei der späteren Geißlerfahrt von 1349. Wieder wüthet die Pest in ihrer erschütterndsten Art als der „schwarze Tod“ im Lande; wieder erfüllen apokalyptische Prophezeiungen die Gemüther. Man erwartet als unmittelbar bevorstehend das Wiedererscheinen des Kaisers Friedrich II., der ein vernichtendes Strafgericht über das entartete Papsttum halten, Kirche und Staat reformieren und den Unterschied von arm und reich beseitigen werde. Das Geißlertum glaubt dem kommenden Gericht den Weg frei machen und vor allem dem Klerus seinen Untergang ankündigen zu müssen. Man weist auch Briefe des Herrn der Christenheit, nämlich des Herrn Christus, vor, die vom Himmel gefallen sein sollen, in denen Papst und Geistlichkeit ihrer Ämter und Würden entkleidet und abgesetzt werden. Die Geißlerbuße tritt an die Stelle aller kirchlichen Wirksamkeit. Es ist eine große antiklerikale Bewegung, die alles mitreißt.

Sie wird auch in Westfalen bezeugt, und Heinrich von Herford ist Zeuge dafür. Er spricht ausführlich über sie<sup>127)</sup>. Aus allen Theilen Deutschlands erheben sie sich im Jahre 1349. Sie nennen sich Kreuzträger, weil sie ein Kreuz vor sich hertragen, und weil sie auf ihren Kleidern das Zeichen des Kreuzes aufgenäht tragen. Die Geißel, mit der sie ihre Selbstkasteiung vollziehen, besteht aus einem Stock mit drei Riemen, in die spitze Eisenstücke geflochten sind. „Ich habe ge-

<sup>127)</sup> S. 280 ff.

sehen“ — beruft sich Heinrich von Herford auf seine Augenzeugenschaft —, „daß sie sich diese Nadeln so tief in den Körper schlugen, daß nicht bloß das Blut spritzte, sondern daß sie auch nicht mit einem Rucke wieder aus dem Körper entfernt werden konnten.“ In Städte ziehen sie ein in feierlichem Zuge, das Kreuz voran, den Blick gesenkt, mit frommem Gesang und süßen Weisen (cum cantu devoto dulcique melodia). Wackernagel hat ein Lied der Geißler mitgeteilt<sup>128)</sup>. Aus Dortmund wird uns der Anfang eines Liedes berichtet<sup>129)</sup>:

Nu holdet up juwe Hände,  
dat Got dat Sterwen wende;  
strecket up juwe Arme,  
dat Got sikk over ju erbarme.

Kommen sie in ihren Liedern an eine Stelle, die des Leidens Christi gedenkt, werfen sie sich zur Erde in Form des Kreuzes und beten. Wiederum versichert Heinrich von Herford, daß „man ein Herz von Stein haben müßte, um das ohne Tränen zu sehen“.

Es sind ehrbare, ansehnliche Männer unter ihnen, auch höhere Geistliche. Sie betteln nirgends, wohin sie auch kommen, um Brot oder sonstige Gastfreundschaft, nehmen aber angebotene Speise dankbar an.

Dennoch ist Heinrich von Herford nicht ohne Kritik<sup>130)</sup>. Mögen sie manches Gute haben, so wächst doch, warnt er, „Lolch und Klette mit dem Weizen“. Das Predigtamt nehmen sie für sich allein in Anspruch. Von Mönchen, Klerikern und den Sakramenten der Kirche halten sie nichts. Sie haben gar zwei Predigermönche, die ihnen Vorhaltungen machten, tätlich angegriffen und den einen erschlagen. Der Berufung auf den kirchlichen Auftrag, der ihnen fehle, halten sie gegenüber den Auftrag, den sie von Gott unmittelbar haben, wie geschrieben steht Jesaias 48, 16: Der Herr hat mich gesandt.

Heinrich stimmt darin zusammen mit Lewold von Northoff<sup>131)</sup>: „Anno Domini 1349 is ein groit Sterff geweest. Im sulfften Jair is eine Sekt geweest, de by groten Hoepen dorch de Werk gelopen und sich gegeißelt; dair summige guder inniger Meinunge met weren, dann vele uit Gefinsicheit und angenommen Miracule to doin und andre vele wunderliche Dinge. Darumb syn se van der hilligen Kercken nicht

<sup>128)</sup> Das deutsche Kirchenlied, Nachträge, S. 608.

<sup>129)</sup> Dortmund. Beiträge XVIII, S. 96, Anm. 1.

<sup>130)</sup> Chronik S. 280.

<sup>131)</sup> Chronik der Grafen von der Mark in Seibertz, Quellen I, S. 37 f.

lenger geleben<sup>132)</sup>." Daß die Geißler in Westfalen gewesen, bezeugt ausdrücklich Detmar Mülher<sup>133)</sup>. In der Diözese Osnabrück hat man sie allerdings nicht gelitten, obwohl die Frauen darüber höchst ungehalten waren<sup>133a)</sup>. Der Schulrektor in Münster, Gerhard von Koesfeld, aber wahrte sich, als ganz Westfalen von der Bewegung ergriffen war, ein kühles Urteil. Er schrieb 1349 einen Traktat de flagellariis, führt ihre Entstehung auf astronomische Gründe zurück und weist haarscharf nach, daß alle ihre Extravaganzen durch die Sternbilder hervorgerufen seien, indem er deren Einflüsse aus ihren lateinischen Götternamen ableitet! Damit erweist er seine wissenschaftliche Einstellung!

Ob diese gelehrte Beschwörung dazu beitrug — jedenfalls verschwinden die Geißler so schnell, wie sie gekommen sind, gleich nächtlichen Gespenstern, so daß Heinrich von Herford an das Horazische Wort denkt<sup>134)</sup>: Nocturnos lemures portentaque Thessala rides? Du lachst der nächtlichen Gespenster und des abergläubischen Spuks?

Diese religiöse Erregung hatte eine weitere Folge: sie wandte sich gegen die Juden. Zu den Juden nahm man in verschiedenen Zeiten verschieden Stellung. Ludwig der Fromme nahm sie in Schutz, gewährte ihnen freien Handel, sogar mit christlichen Sklaven. Ihnen zuliebe verlegte er die Wochenmärkte vom Sabbat auf den Sonntag. Sie bekämpften oft offen das Christentum und machten viele Christen wankend im Glauben. Manche, sogar Geistliche, traten zum Judentum über. Noch im Jahre 1090 bestätigte der Bischof Rüdiger von Speier die ihnen vom Kaiser Ludwig gegebenen Vorrechte<sup>135)</sup>. Man beschuldigte die Juden, daß sie die Brunnen vergiftet und damit den Ausbruch der Pest hervorgerufen hätten. Heinrich von Herford sagt zu dieser Beschuldigung ein einfaches<sup>136)</sup>: quod verum esse non credo, ich glaube es nicht. Freilich das sprungweise Auftreten der Pest, die wie im Schachspiel manche Gegenden überspringe, schein darauf hinzudeuten. Ihm erscheint als Grund der Verfolgung der Neid auf die Reichtümer der Juden. Es ergehe ihnen wie den Templern, die unter

<sup>132)</sup> Vgl. Ausgabe der Chronik, herausgegeben von Troß, Hamm 1859, S. 202 u. 203. Vgl. Dortmunder Beiträge 18, S. 95 f.

<sup>133)</sup> Seiberz, Quellen I, S. 334.

<sup>133 a)</sup> Heinr. v. Herf. S. 282.

<sup>134)</sup> S. 282.

<sup>135)</sup> Grupp, Kulturgesch. II, S. 126 f. u. 287; vgl. Cäsarius v. Heisterbach.

<sup>136)</sup> S. 280.



dem König Philipp dem Schönen von Frankreich vernichtet und als Kezer auf Grund erzwungener Geständnisse verbrannt wurden. Also ihr Reichthum sei die Ursache der Verfolgung — quod verum esse credo, was auch ich glaube. Heinrich schildert dann die Standhaftigkeit der Juden gegenüber dem Tode, fügt aber hinzu: Lange verlorene Kleinodien kamen da wieder ans Tageslicht. Freilich zweifelt Lewold von Northoff, ob sie auch wieder an die rechten Herren gekommen seien<sup>137</sup>).

Die Lübbecker aber schrieben an ihre Kirche, die sie 1350 ansehnlich erweiterten, das Wort: Anno jubilai MCCCL, quo pestis erat, flagellati ibant, Judaei occidebantur, amplificata est haec ecclesia, im Jahre des Heils 1350, als die Pest wütete, die Geißler kamen und die Juden getötet wurden, ist diese Kirche erweitert<sup>138</sup>).

Wie man immer die mittelalterliche Frömmigkeit einschätzen mag: es ist gezeigt worden, daß sie sehr verschiedenartige Erscheinungen bietet — anzuerkennen bleibt immer das Große und Gute, das wahrhaft Christliche, das in ihr neben allerlei Überspanntheiten und ungesundem Wesen fortwirkt.

Davon aber können wir eine Ahnung bekommen, wenn wir einen Blick auf die Kunst jener Zeit werfen, deren überzeugende Überreste wir noch in unserem Lande, vor allem in unseren Kirchen haben. Natürlich steht die westfälische Kunst in engstem Zusammenhange mit der deutschen Kunst überhaupt, an deren Werden und Vergehen sie voll beteiligt ist. Auch hier haben wir jene altchristlichen Basiliken. Der romanische, der gotische Stil haben ihre Spuren hinterlassen. Aber hier zeigt sich bei allem Gemeinsamen eine besondere Schattierung, eine Eigenart, die eben westfälische Art ist. „Die westfälische Baukunst hat zu allen Zeiten“ — so sagt ein neuerer Kunsthistoriker<sup>139</sup>) — „in allem Wechsel der äußeren Stilformen eine bestimmte Grundform festgehalten. Nicht immer anmutig, war sie stets ernst und männlich, oft bleibt sie in den Grenzen hausbackener Tüchtigkeit. Nur im 13. Jahrhundert hat sie sich zu freierem und in einzelnen Fällen hohem Schwunge erhoben. Die Westfalen sind Fanatiker der Solidität.“ An dieser westfälischen Art nimmt auch Minden-Ravensberg teil. Wer das

<sup>137</sup>) Seiberz, Quellen I, S. 38.

<sup>138</sup>) Schlichthaber, Mindische Kirchengesch. IV, S. 27 u 259 die von Schlichthaber angegebenen Jahreszahlen widersprechen sich: die drei Tafeln gesehen 1350 und nicht 1250.

<sup>139</sup>) Dehio II, S. 274.

sehen will, der gehe in die alten kirchlichen Mittelpunkte unseres Landes, nach Minden, um den Dom, und nach Herford, um das Münster auf sich wirken zu lassen.

Wir haben noch Spuren des romanischen Stils. Der Name ist um 1820 von einem französischen Gelehrten erfunden<sup>140)</sup>. Dieser Stil ist trotz seines Namens mehr deutsch als romanisch. Die massigen Mauern mit ihren kleinen Fenstern und dem Rundbogen an ihren Portalen lassen die Bauten wie Burgen erscheinen, von denen aus die Kirche wider das Heidentum streitet. Und dieser Stil führt das Querschiff ein, so daß der Grundriß ein Kreuz ergibt, und den Turm für die Glocken.

Dem romanischen folgt der Übergangsstil. Seine Zeit rechnet man vom Tode Friedrich Barbarossas bis zum Untergang des staufischen Kaisertums — einen Zeitraum von einem halben Jahrhundert, nicht länger; aber es ist der unvergleichlich reichste Zeitraum in der deutschen Kunst<sup>141)</sup>. Ein erhöhter Lebensschwung, wie nie zuvor, braust durch die Nation und reißt die Kunst mit sich fort. Es ist die Zeit, wo die ritterlichen Dienstmannen zum Adel werden, die deutschen Städte entstehen, die deutsche Besiedlung jenseits der Elbe bis nach Preußen einsetzt; auch die deutsche Sprache wird lebendig, deren Bannerträger Dichter und Denker sind. Ein frohes Nationalgefühl hebt jede deutsche Brust.

Davon lebt etwas auch in der Baukunst. Man ist im Übergang zum gotischen Stil. Diese Bezeichnung sollte ein Spottname sein und bedeutete für den Erfinder — es soll der italienische Maler Raphael gewesen sein — dasselbe wie barbarischer Stil. Aber der Spottname ist zu einem Ehrennamen geworden. „In ihm spiegelt sich die trotzigige Kraft und die zierliche Sitte des Rittertums, wie der strebsame Fleiß und die Genauigkeit der Bürger und das stolze Selbstbewußtsein der Städte<sup>142)</sup>.“ Man darf wohl auch in der himmelanstrebenden Gotik ein Bild der Himmelssehnsucht sehen, die über alle Erden schwere sich erhebt.

Das aber ist der Fortschritt, den die Gotik gerade in Westfalen machte: man zog die bisher niedrigeren Seitenschiffe bis zur Höhe des Hauptschiffes empor: die Wände zwischen Mittel- und Seiten-

<sup>140)</sup> Dehio, Gesch. der deutschen Kunst, I, S. 65.

<sup>141)</sup> Dehio I, S. 206.

<sup>142)</sup> Knackfuß I, S. 259.

schiffen fielen fort, es entstand eine Halle, die ihr Licht durch die Fenster der Seitenschiffe erhielt. Diese Fenster wurden größer, der Spitzbogen kam hinzu: die Hallenkirche war gefunden. Hier verberg sich der Chor nicht in geheimnisvollem Dämmerlichte, wie in den alten Basiliken und romanischen Kirchen. Hier war der opfernde Priester nicht mehr wie von unnahbarem Geheimnis umgeben, das scheue Ehrfurcht einflößen mußte. Diese Hallenkirchen verkürzten sich zudem, während sie in die Breite wuchsen, und brachten Priestertum und Gemeinde sich auch räumlich näher. In ihnen offenbart sich der auf das Helle und Nüchterne gerichtete, dem Überschwang abgeneigte westfälische Sinn. Man mag auch jenes Bürgertum in ihnen wiederfinden, das entschlossen ist, seine Angelegenheiten, auch die höchsten, nämlich die Sorge um die ewige Hoffnung, in die eigene Hand zu nehmen. So steht noch heute die Bürgerkirche zu St. Lamberti in Münster — eine stolze Hallenkirche — gegenüber dem bischöflichen Dome.

Das erste größere Werk der westfälischen Gotik wurde in Minden ausgeführt. Hier wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwischen dem alten romanischen Westbau des Domes und dem Querhaus ein neues Langhaus als Hallenkirche errichtet<sup>143</sup>). So ist der Dom ein Gemisch aus altem und neuem Stil. Ganz und gar als Hallenkirche aber erstand in Herford die Bergerkirche zu St. Marien<sup>144</sup>). Sie ist ebenso breit wie lang. Ob hier wirklich an eine Mitwirkung der islamitischen Kaaba zu denken ist<sup>145</sup>)? Näher liegt, an das himmlische Jerusalem der Offenbarung St. Johannes (21, 16) zu denken, von dem wir lesen: „Die Länge und die Breite und die Höhe sind gleich.“ Ganz gewiß aber ist diese Kirche zu St. Marien auf dem Berge „eine Perle der Gotik“, wie sie sich weithin nicht wieder findet<sup>146</sup>).

Eng verschwistert mit der Baukunst ist die Kunst des Bildhauers. Beide gehen miteinander durch die Zeit, gleichmäßig von deren Strömungen beeinflusst, die eine den Raum schaffend und darbietend, den die andere mit ihren Werken schmückt. Zumal in den Bogenfeldern über den Außentüren (Tympanon) füllt die Bildhauerkunst die Halbrunde über den Türen, in den Portalen stellt sie ihre heiligen Ge-

<sup>143</sup>) Knackfuß I, S. 325.

<sup>144</sup>) Knackfuß I, S. 327.

<sup>145</sup>) Vgl. Soestheft der Heimatblätter 1921, S. 250.

<sup>146</sup>) Sander, Die Kirchengemeinde Stiftberg, 1925, S. 1 ff.

stalten auf, von Säulen wie von den Wänden im Innern schauen diese Gestalten zum Volke hernieder. Die Gotteshäuser sind wie Museen reich an Kunstschätzen, deren religiöse Bedeutung noch unzweifelhaft ist. Und die Kirche erweist sich als eine Pflegerin der Kunst, die in dieser Pflege allmählich lernt, ihre Schwingen zu regen.

Eine westfälische Kirchengeschichte aber mag mit freudigem Stolze daran gedenken, daß die ältesten Bildhauerwerke, die für die beginnende selbständige Richtung der romanischen Skulptur in Deutschland bezeichnend sind, Westfalen angehören<sup>147)</sup>. Hier sind die wertvollen Altarauffäge zu erwähnen, wie in der Altstädter Kirche zu Bielefeld<sup>148)</sup>, in Rödinghausen<sup>149)</sup> und vielen anderen Orten. Das Bedeutendste aber, was jene alte westfälische Kunst geleistet hat, ist die wunderbare Kreuzabnahme an den Externsteinen. Freilich liegen diese nicht in unserem Gebiete. Aber seit den ältesten Zeiten sind sie weithin im sächsischen Lande geehrt und besucht worden. Hier war eine altgermanische Opferstätte. Man hat es wahrscheinlich gemacht, daß an diesen Felsen schon Arminius die gefangenen römischen Offiziere den Göttern opferte. Der „Hain“ bei diesen Felsen wird mit diesem für heilige Wälder gebräuchlichen Namen schon 1093 erwähnt<sup>150)</sup>. Hamelmann weiß von römischen Münzen und Waffen, die hier gefunden sind<sup>151)</sup>, und er berichtet auch, daß Karl der Große hier ein heidnisches Idol in einen Altar Gottes umgewandelt habe. Nichts spricht gegen diese Nachricht; aber für sie spricht die abergläubische Furcht, mit der man auf diese Felsen sah<sup>152)</sup>. Die Darstellung des Petrus an den Kapellenfelsen soll nicht betont werden, obwohl er bekanntlich im Volksglauben an die Stelle Wodans tritt. Vor allem ist der Name der Felsen entscheidend. Denn die Extern (niederdeutsch = Elstern) galten als weisagende, den Göttern heilige Vögel.

Galt die Stätte weithin schon im Heidentum als heilig, so blieb sie es im Christentum, zumal seit sie 1093 in den Besitz des Klosters Abdinghof übergegangen war. Hierher fanden aus weiter Ferne und

<sup>147)</sup> Rnackfuß, Kunstgesch. I, S. 183.

<sup>148)</sup> Weddigen, Westf. Mag., 1786, II, S. 302 f.; Fricke, Geschichte von Bielefeld, S. 280.

<sup>149)</sup> Ludorff, Kreis Herford, S. 76.

<sup>150)</sup> Grimm, Mythologie, I, S. 54 f. — Hamelmann — vgl. Giesers, Zeitschr. für Gesch. u. U., Bd. 26, S. 91.

<sup>151)</sup> Opp., S. 392 u. 79.

<sup>152)</sup> Piderit, Lipp. Chronik, S. 526; Risa, Die Externsteine, S. 121.

sicher auch aus unserem Lande große Wallfahrten statt. „Ein großer Konkursus von vielem Volk stellte sich ein<sup>153)</sup>.“

Sie sind auch heute noch berühmt, und zwar nicht bloß als Naturwunder, sondern durch das Wunder der Bildhauerkunst, das der Hauptfelsen an sich trägt. Kern und Mittelpunkt des Christenglaubens ist die Erlösung am Kreuze, und hier steht nun das Bild der Erlösung im grauen Stein seit 800 Jahren, eine Predigt ohne Worte, ein hohes Lied von der ewigen Liebe Gottes, tausendmal deutlicher und erschütternder als all das geheimnisvolle Rauschen in dem heiligen Haine, darauf einst die Vorfahren lauschten, ergreifend für jeden, der unvorbereitet mitten in der Bergeinsamkeit plötzlich vor diesem Bilde steht, aber noch ergreifender für den, der sich in dieses Bild versenkt und es zu sich sprechen läßt. Auch Goethe hat sich des Eindrucks dieses Bildes nicht erwehren können<sup>154)</sup>.

Das Bild umfaßt zwei durch einen horizontal laufenden Steinrand getrennte Gruppen. Die untere stellt zwei Menschen dar, die von einer Schlange umschlungen sind. Die aber ist nicht eine einfache Schlange, sondern als sagenhafter Basilisk dargestellt, den man in der Gestalt eines riesigen Hahnes mit mehrfachem Schlangenschweif und einer Krone auf dem Haupte (βασιλεύς) dachte. Die Hände des umschlungenen Menschenpaares sind flehend zu dem Kreuze, das über seinen Häuptern steht, erhoben. Dem Künstler ist es gelungen, den Ausdruck der ohnmächtigsten Hilflosigkeit in diese knienden Gestalten zu legen. Es ist wie eine lapidare Darstellung der uralten Weise: Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen; wen such'n wir, der Hilfe tu', daß wir Gnad' erlangen? Das bist du, Herr, alleine.

Die obere Gruppe stellt die Abnahme vom Kreuze dar. Das Kreuz steht in der Mitte und scheidet das Bild in zwei einander entsprechende Hälften. Nikodemus und Josef von Arimathia nehmen den toten Herrn vom Kreuze. Unten steht Maria und ergreift mit beiden Händen das sich senkende Haupt des Heilandes, in mütterlichem Schmerz das eigene Haupt an das des Sohnes lehrend. Dies aber ist der Zug, den Goethe als den größten Vorzug des Werkes rühmt. „Das haben wir“, jagt

<sup>153)</sup> Piderit, Chronik, S. 525; vgl. Giefers a. a. O. S. 18: saxa coelestibus beneficiis et frequentatione nominum admodum celebria, die Steine sind durch göttliche Wunder und Wallfahrten der Menschen noch (1670) berühmt.

<sup>154)</sup> Gesamt-Ausgabe von 1830—1839, S. 304—310.

er, „nirgend sonst gefunden, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt. In anderen Darstellungen erscheint sie in heftigen Schmerz ausbrechend oder im Schoße ihrer Frauen ohnmächtig liegend oder gar rücklings hingestreckt auf dem Boden.“ Für die weitere Ausdeutung des Bildes müssen wir auf Spezialdarstellungen verweisen. Nur das sei noch gesagt, daß hier jenes tief schwermütige deutsche Wort gründet: mutterseelenallein; denn hier erfüllte sich an Maria das Simeonswort (Luk. 2, 35): Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen.

Das ist das Bild von den Externsteinen. Der Künstler stellt den höchsten Gegenstand christlicher Kunst dar, aber nicht, wie man ihn gewöhnlich darstellt, in dem ruhenden Leiden am Kreuze, sondern in dem Verlaufe einer dramatischen Handlung. Die Schwierigkeit des Unternehmens mußte jeden, der sich nicht vollster Künstlerkraft bewußt war, abschrecken oder an der Aufgabe scheitern lassen. Lübke, der bekannte Kunsthistoriker<sup>155</sup>), nimmt daher einen seinen Zeitgenossen weit überlegenen künstlerischen Genius an; „hier“, sagt er, „schwingt sich eine Künstlernatur über das Gewöhnliche weit hinaus.“

Neben das Große, das die christliche Kunst des Mittelalters zeigt, tritt endlich noch ein Bild, das nicht übergangen werden darf, wenn man dies mittelalterliche Christentum zeichnen möchte: es ist die mittelalterliche Liebestätigkeit. Das unterschied die christliche Religion von Anfang an von allen Religionen, die sie auf Erden vorfand: sie war eine Religion der Liebe. Sie war die Botschaft von der großen Liebe, mit der Gott die Welt liebte, daß er seinen eingeborenen Sohn für sie dahingab. Gewiß war diese Botschaft oft durch Schuld der Boten, die sie brachten, verdunkelt. Auch die Schwertmission Karls des Großen entsprach ihr wenig. Immer wieder leuchtete doch ihr eigentlicher und letzter Kern durch alle Verdunkelungen hindurch. Das geht schon daraus hervor, daß ihr das Echo dankbarer Gegenliebe und herzlicher Nächstenliebe nicht gefehlt hat. Einer der Helden dieser Religion, der Kirchenvater Augustinus, hat einmal gesagt: „Habe Liebe, und tue was du willst.“ Das Wort will alle Erfahrmittel, die wohl auch zu scheinbaren „guten Werken“ mitwirken, und zu denen man schon zu Augustins Zeiten griff — die Lohnsucht, die Eitelkeit, auch die verborgensten Wurzeln selbstbespiegelnder Selbstsucht — verurteilen und deutet mit Ernst auf das eine, was der Menschengemeinschaft nützt „Habe

<sup>155</sup>) Die mittelalterl. Kunst in Westf. S. 381.

Liebe“, sorge zuerst dafür, daß dein Herz an der Liebe Gottes zu gleicher Liebe entbrenne; dann aber tue, wozu das brennende Herz dich treibt; es kann dann nichts anderes als Liebe von dir ausgehen. Echte dankbare Liebe ist ein Funke des heiligen Feuers, das in Gott lodert, ist das Amen der begnadigten Seele zu dem Ja der Versöhnung, das Gott ihr sprach.

So kommt es zuletzt nicht darauf an, welche Wege die Liebe geht, sich zu erweisen. Es kommt nur darauf an, daß sie selbst wahr und warm ist. „Gott ist so demütig, daß er sich auch wohl zu falschen Wegen der Menschen bekennt.“ Aber nach ihrer Natur kann die Liebe nicht ruhen, ehe sie nicht auch die rechten Wege gefunden hat.

Sie ist im Laufe der kirchengeschichtlichen Entwicklung sehr verschiedene Wege gegangen. Als das Idealbild einer Gemeinde der Liebe steht die erste Christengemeinde da. Immer wieder steht man ehrfürchtig vor dem, das von ihr gesagt wird (Apostelgesch. 2, 44): „Alle, die da gläubig geworden waren, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein, ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nach dem jedermann not war.“ Und doch würde man dieses Wort durchaus mißverstehen, wenn man an eine kommunistische Gemeinschaft denken wollte. Hier sagten nicht die Besitzlosen: was dein ist, das ist mein, sondern die Besitzenden: was mein ist, das ist dein. Und Petrus spricht Gottes heilige Ordnung aus, wenn er zu Ananias sagt (Apostelgesch. 5, 4): Du hättest deinen Acker wohl behalten mögen. Aber er fordert, daß jeder sich als Haushalter Gottes ansehe, damit eine geordnete Armenpflege der Gemeinde möglich werde. Es treten jene sieben Diakonen auf, die das Amt des „zu-Tische-Dienens“ übernommen. Es treten neben sie die Diakonissen. An der Spitze der Gemeinde steht der Bischof, dessen „Augen und Ohren und verlängerte Arme“ diese Diener der Liebe sind. Es finden sich auch früh schon — gemäß der fragilitas humana, der menschlichen Gebrechlichkeit — allerlei Mängel: die Eitelkeit der Geber (Apostelgesch. 5, 1), die Unzufriedenheit der Bedürftigen (Apostelgesch. 6, 1); und es zeigt sich, daß diese Liebe, die alles hingibt, zu einer allgemeinen Verarmung der Gemeinde führt, für die ein Paulus Kollekten sammeln muß (1. Kor. 16, 3). Es ist doch eine Frühlingszeit der Kirche; es liegt auf ihr wie Duft und Schein eines Frühlingsmorgens. „Die zarten Blütenlein gehn herfür“ der Taten, die die Liebe hervorbringt, und die Tau-tröpflein an den Halmen spiegeln das Bild des Königs der Liebe

wieder, der in den Seinen lebt und herrscht: Christus non otiosus, Christus kann nicht müßig sein.

Das ist das Charakteristische an dieser ersten Gemeinde, daß sie eine Gemeinde der Heiligen ist, in der ein Glied dem andern, alle allen dienen. Es gibt hier keine Anstalten zur Krankenpflege, zur Erziehung von Kindern, zur Beherbergung von Reisenden, zum Unterhalte von Alten und Siechen: jedes Christenhaus ist offen für jede Not. Es gibt keine Vereine: die Gemeinde selbst ist der große Verein, zu dem alle gleichmäßig gehören. In jedem einzelnen brennt das Wort: Habe Liebe, und tue was du willst.

Jahrhunderte sind im Strome der Zeit dahingerollt und haben ungeheure Veränderungen in der Welt, auch in der Kirche, hervorgebracht. Die Gemeinde ist zur Kirche und die Kirche zu einer hierarchisch gegliederten Anstalt geworden, und anstattlich wird auch ihre Liebestätigkeit.

So hat ihre Liebestätigkeit auch bei uns Eingang gefunden. Die alten Klöster und Stifter, die bei uns entstanden, hatten immer neben anderen Zwecken auch den der Armenpflege. Mit den Kreuzzügen erwacht die Liebestätigkeit zu neuem Leben und betätigt sich auf neuen Wegen. Der Adel war der führende Stand, und er führt auch hier: die Ritterorden entstehen. Sie führen Krieg nicht bloß mit den Ungläubigen, sondern auch mit aller Not des Lebens. Die Pflege kranker Pilger galt ihnen lange Zeit als die wichtigste Aufgabe. Der älteste Ritterorden ist der der Johanniter, den wir auch in unserem Lande finden, freilich nicht sehr früh. Im Jahre 1170 wurde in Jerusalem das erste Hospital gegründet, das als Musteranstalt galt. Für den Geist, der in diesen Johanniterhospitälern herrschte, ist bezeichnend, daß in der Ordensregel die Kranken als die Herren bezeichnet wurden, deren Diener die Ordensritter sind. In seinem Siegel führte der Orden das Bild eines auf dem Bette liegenden Kranken mit dem Kreuze zur Seite und einer über ihm hängenden Lampe — wohl das Bild der Hoffnung, wie denn ein Hospital die Inschrift hatte: forsitan scintillula latet, vielleicht glimmt doch noch ein Lebensfünkchen; das sollte bei den Pflegenden Geduld erzeugen.

Später tritt die Krankenpflege vor dem Kriegsdienst zurück. Darüber, wie unsere beiden Kommenden in Minden-Ravensberg sich betätigt haben, fehlt jede urkundliche Nachricht. Die älteste ist die zu



Herford. Sie ist schon vor 1231 gegründet und lag an der Werra<sup>156)</sup>. Die zweite Kommende ist die zu Wietersheim an der Weser; sie wird 1322 und 1323 genannt<sup>157)</sup>. Sie muß aber älter sein, denn schon 1309 kamen Abgesandte des Hospitals St. Johannis in Jerusalem nach Minden, die Bischof Gottfried seinen Diözesanen warm empfahl<sup>158)</sup>.

Etwas mehr als von diesen Ritterorden wissen wir von der bürgerlichen Betätigung auf dem Gebiete der Liebestätigkeit. Hatten die Bettelorden die eine Aufgabe christlicher Liebestätigkeit in den Vordergrund gestellt, die evangelistische Wortverkündigung, so ließen sich die Städte die andere Aufgabe befohlen sein, nämlich die Pflege leiblicher Nöte. Sie gründeten in ihren Ringmauern Hospitäler, die zunächst allgemein für jede Not bestimmt sind. Später schied man bestimmte Nöte aus, für die besondere Häuser entstehen. Aber bald werden die Hospitäler aus Krankenhäusern solche für arbeitsunfähige Männer und besonders Frauen, Pfründnerhäuser, in die man sich einkaufen konnte. Die Inassen bildeten eine Art geistlicher Bruderschaft, besaßen eine eigene Kapelle, hatten eine bestimmte geistliche Tracht, auch eine Art Regel, die vom Räte festgesetzt war. Dazu gehörte ein gemeinsamer Schlaf- und Eßsaal (Dormitorium und rectorium). Man nannte diese Anstalten Hospitäler zum Heiligen Geist, weil der Antrieb zu allem Guten von ihm ausgehe.

Es war bald keine Stadt, die nicht ein Hospital scti spiritus gehabt hätte.

Die Zeit der Gründung des Hospitals zum Heiligen Geist in Minden ist ungewiß. Doch weiß Schlichthaber<sup>159)</sup> von einer Schenkung an das Hospital aus dem Jahre 1253. Auch die Bürgerschaft bewies sich opferwillig<sup>160)</sup>. Es lag am Markte, ist aber 1332 mit dem ähnliche Zwecke verfolgenden Hospital zu St. Marien, das vor dem Simeonstore lag, vereinigt. Es ist für einheimische und fremde Arme bestimmt, doch sollen die Einheimischen den Vorzug vor den Fremden haben. Es können 18 Personen aufgenommen werden, von denen aber nur zehn freie Wohnung haben. Auch hier gibt es, wie in anderen Hospi-

<sup>156)</sup> Lipp. Reg. II, Nr. 951, Anm.; vgl. Höltscher in Zeitschr. für Gesch. u. N. 38, II, S. 69.

<sup>157)</sup> Lipp. Reg. II, Nr. 673 u. 685.

<sup>158)</sup> Eulemann, Mind. Gesch. II, S. 8; vgl. über die weiteren Schicksale dieser Kommende Schmitz-Callenberg, Monastikon.

<sup>159)</sup> II. S. 52.

<sup>160)</sup> Schröder, Chronik, S. 146.

tälern, außer dem gewöhnlichen Unterhalt an Festtagen kleine Ergößlichkeiten, sogenannte Pittantien (Weizenbrot)<sup>161</sup>). In nachreformatorischer Zeit werden täglich zweimal Betstunden vom Hofmeister gehalten<sup>162</sup>).

In Bielefeld wird 1533 ein Hospital genannt für zwölf arme Bürger und ein zweites für Auswärtige<sup>163</sup>). Begründet ist 1483 auch auf der Neustadt vor dem Siekertor ein Armenhaus zum Heiligen Geist<sup>164</sup>). Es wird das erstgenannte sein.

In Herford lag das Hospital zum Heiligen Geist unweit dem Bergtor an der Werra. Es wird 1494 erwähnt<sup>165</sup>). Aber auch schon 1317<sup>166</sup>). Doch wird hier auch ein Hospital St. Catharinae (1339) erwähnt<sup>167</sup>), und ein Spital auf der Münsterfreiheit<sup>168</sup>).

In Lübbecke erscheint in späterer Zeit — um die Mitte des 18. Jahrhunderts — ein Armenhaus zum Heiligen Geist vor der Osterpforte, das fraglos aus einem Spital zum Heiligen Geist hervorgewachsen und später ein Pfriündnerhaus geworden ist<sup>169</sup>).

Ganz verschieden von diesen Hospitälern sind die sogenannten Melatenhäuser. Der Ausatz, die aus dem Neuen Testament bekannte Krankheit, verbreitete sich insofange der Kreuzzüge in erschreckender Weise auch im Abendlande. Sie galt als die Krankheit schlechthin, man nannte sie daher „Mallait“ oder „Süke des Mallaz oder Melates“ und die von ihr Befallenen „Melaten“. Das eigentliche deutsche Wort für sie ist Miselucht (lat. lepra). Das Volk aber nannte die Kranken in herzlicher Teilnahme „die guten Leute“ oder „die guten Kinder“. Nicht bloß die Summe von Elend, das die Krankheit mit sich brachte, sondern auch, daß Christus gerade dieser Kranken sich angenommen, mußte ihnen die Teilnahme des Volkes zuwenden.

Man mußte die Kranken wegen der leichten Übertragbarkeit der Krankheit von aller menschlichen Gemeinschaft scheiden. Daher er-

<sup>161</sup>) Stohlmann, S. 66.

<sup>162</sup>) Schlichthaber, II, 52. Vgl. Weddigen, Westf. Mag. 1784, III, S. 140 und Stohlmann, Erinnerungen, S. 66.

<sup>163</sup>) Visitationsprotokoll, Jahrbuch 1904, S. 138.

<sup>164</sup>) Schubart, Topogr. histor. statist. Beschreibung der Stadt Bielefeld 1835, S. 20.

<sup>165</sup>) Storch, Chronika, S. 34.

<sup>166</sup>) Bölscher, Ztschr. für Gesch. u. Altert., Bd. 38, II, 73.

<sup>167</sup>) Ztschr. für Gesch. u. Altert., 38, II, S. 73.

<sup>168</sup>) Storch, Chron., S. 21 f.

<sup>169</sup>) Schlichthaber, IV, 26. Vgl. dazu Hartmann, Wanderung., S. 133.

richtete man für sie vor den Toren der Stadt besondere Anstalten. In den Dörfern behalf man sich mit für den einzelnen Fall errichteten Hütten, die nach dem Tode des Kranken verbrannt wurden. Noch heute erinnert wohl ein einsames Kreuz im Felde daran, daß hier ein „Feldsieber“ einsam litt und starb (wie zum Beispiel nicht weit von Bünde an der Straße von Holzhausen her). Besser hatten es die Insassen der städtischen Siechenhäuser. Sie hatten nicht bloß bessere Wohnung und Kost. Sie fanden hier vor allem eine Gemeinschaft wieder, in der sie Pflichten und Rechte, Achtung und Liebe finden durften. Und das ist ein Triumph christlicher Liebe, daß es immer wieder solche gab, die als Seelsorger oder Leibespfleger freiwillig diesen Kranken dienten und sich dadurch von Menschengemeinschaft schieden.

In Herford lag das Leprosenhaus von dem Lübbertore etwa 200 Schritt vor der Stadt; es ist 1333 von Sweder v. d. Busche erbaut, der hier eine Kapelle trium regum gründete, während das Hospital selber schon in der Zeit der Kreuzzüge entstand<sup>170)</sup>. Nach der Reformation hatten die Stiftsberger Pfarrer alle 14 Tage Gottesdienst in der Kapelle zu halten. Nach 1765 starben die Siechen aus. Die Kapelle verfiel<sup>171)</sup>.

In Bielefeld lag das Haus am Lemgoischen Wege im Kirchspiel Heepen. Es soll erst 1475 von Lambert von Bewessen, Propst an St. Johannis in Osnabrück und in Schildesche, fundiert sein. Es sollen vier Kranke aufgenommen werden, die aus Bielefeld, Ravensberg oder Lippe sind<sup>172)</sup>. Aber das Haus bestand schon vorher und wohl von Alters her<sup>173)</sup>.

Daß es auch in Minden ein solches Haus gab, ist sicher<sup>174)</sup>. Vielleicht war es das obengenannte Hospital zu St. Marien vor dem Simeonstore oder<sup>175)</sup> das Nikolaus-Hospital, das 1331 erwähnt wird und auch vor dem Simeonstore lag und darnach mit dem Gasthause verbunden sein soll.

<sup>170)</sup> Ztschr. für Gesch. u. Altert., 38, II, S. 72; Storch, Chron., S. 41: wie es scheint, war dieses Haus der Mittelpunkt „der Broderschaft und Gilde (to Herforde up den Rönigen) der armen Selen, sowit sich de erstrecken dot in der Graffschaft Ravensberg, Lippe, Stift Minden und Osnabrück“.

<sup>171)</sup> Sander, Stiftberg, S. 48.

<sup>172)</sup> Culemann, Rav. Wertwürdigl., III, S. 215.

<sup>173)</sup> Culemann, a. a. O., III, S. 226. Doch vgl. Schubart, Topogr. hist. statist. Beschreibung von Bielefeld 1835, S. 20 u. 117.

<sup>174)</sup> Vgl. Storch, Chron., S. 42.

<sup>175)</sup> Nach Ludorff, Kreis Minden, S. 64.

Auch der Fürsorge für Reisende und Pilger wandte sich die Liebestätigkeit zu. Die Straßen des Mittelalters waren schlecht. Zwar gab es Königsstraßen (*viae regiae*), für die eine bestimmte Breite vorgegeschrieben war<sup>176</sup>). Aber die Breite eines Weges verbürgte noch nicht, daß man auf ihm gehen oder gar fahren konnte, Es gab auch Kirchwege, die so breit sein mußten, daß der Totenwagen darauf fahren und an jeder Seite eine Frau in weißem Schleier gehen konnte, ohne durch die Räder beschmutzt zu werden<sup>177</sup>).

Auch damit ist über den Zustand der Wege nichts gesagt. Aus der Fülle der Sprichwörter, die davon handelten, sei nur eines erwähnt, weil es noch heute Beachtung verdient<sup>178</sup>): „Wenn ein Weg noch so schmutzig ist, so reite doch nicht auf das Feld nebenan, weil der Besitzer dir Übels zufügen kann.“ Die Besserung der Wege war eine solche Ausnahme, daß die Geschichtsschreiber diese Seltenheit in ihre Chroniken aufnahmen. Andererseits galt Weg- und Brückenbau für ein so gutes Werk, daß es dem Almosen gleichstand. Dazu kam die Unsicherheit der Wege.

Dennoch war viel Reisens. Die Kreuzzüge, die Frömmigkeit mit ihren Gnadenorten, der aufblühende Handel belebten die Straßen. Dazu kam das reisende Völklein der Scholaren, die von Schule zu Schule zogen und in ihrer Mißpoesie über das harte Schicksal klagten, das zumal in Westfalen ihrer warte:

Hospitium vile (schlechte Gastfreundschaft)  
grob Brot, dünn Bier, lange Mile  
sunt in Westfalia;  
si non vis credere, lop da.

Auch der Handwerksbrauch führte zur Wanderschaft. Ein „erfahrener“ Mann ist eben der, der von seinen „Fahrten“ Welt- und Menschenkenntnis heimbrachte. Dazu kommen die sogenannten „fahrenden Leute“ des Mittelalters, Heimatlose und Rechtlose, die alles entbehrten, was Sicherheit und Ehre gab. Keine Stadt duldete sie, keine Junft nahm sie auf, selbst die Kirche schloß sie aus. Sie sind deklassierte, „unehrliche Leute“, Ausgestoßene.

So wogte es auf allen Landstraßen von freiwilligen und gezwungenen Reisenden. Sie alle hatten es zu erfahren: „Kein Reisen

<sup>176</sup>) Grimm, Rechtsaltertümer, S. 69.

<sup>177</sup>) Grimm, a. a. O., S. 104.

<sup>178</sup>) Grupp, Kulturgesch., II, 327.

ist ohn Ungemach.“ Da nahm die christliche Liebestätigkeit sich ihrer an. Man baute Brücken und stellte Schutzpatrone auf sie; man legte Brunnen an den Wegen an zur Erquickung für Verschmachtende, zumal Kirchwege genossen den höchsten gesetzlichen Schutz. Aber man gründete auch Herbergen in den Städten zur unentgeltlichen Aufnahme.

Das Gasthaus in Minden, dessen Kirche dem heiligen Nikolaus geweiht war, ist 1396 durch den früheren Bürgermeister Heinr. Giese-ler gestiftet. Die Gründungsurkunde<sup>179)</sup> legt dar, was ihn dazu trieb: es war der brennende Eifer erbarmender Liebe (fervor caritatis) gegen alle Not und Armut, besonders aber gegen Heimatlose, Wanderer, Waller, die von irgendwoher nach Minden kommen. Der Bischof bestätigt voll dankbarer Freude die Stiftung, ebenso der Rat der Stadt; letzterer betont, daß die Stiftung seines „Medekumpans“ „ein ewig Hospital für Arme, Elende, Pilgrime und wandernde und kranke Lüde, welches Weges se komen dorch Gott“ sein soll. Im Jahre 1444 wird bestimmt, daß das Haus vor allem Kranken dienen soll. Es wird zu einem Pfründnerhause für 20 Personen, wovon aber nur acht freie Wohnung hatten. Es werden unter dem, das die In-fassen erhalten sollen, auch jene Ergözllichkeiten — es sind die alten Pittantien — an Festtagen nicht vergessen<sup>180)</sup>.

Der Stifter der Anstalt erhält zum Dank sein Begräbnis im Kreuzgang von St. Martini<sup>181)</sup>.

In Herford gab es ein Hospiz St. Gertrud zur Aufnahme von Pilgern, gestiftet 1350<sup>182)</sup>. Galt doch die heilige Gertrud als Geleiterin auf dem letzten, dem Todeswege. Hagedorn<sup>183)</sup> erwähnt ein Gasthaus in der Gossikerstraße, nicht weit vom Komtureihofe und ein Haus „der Pilgrims und Jakobiten neben dem Rathause auf der Neustadt<sup>184)</sup>.

Für die niedrigste Stufe der Wanderer sind „die Elenden“ oder Elendshäuser bestimmt. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes weist schon darauf, daß sie für gänzlich Heimatlose bestimmt sind<sup>185)</sup>. Das

<sup>179)</sup> Vgl. Schlichthaber, II, S. 46 f.

<sup>180)</sup> Stohlmann, Erinnerungen, S. 66; Weddigen, Kalender 1800, S. 199.

<sup>181)</sup> Culemann, Mind. Gesch., II, 52. Vgl. Weddigen, Westf. Mag. 1784, III, S. 141 u. Westf. Stat. Kal. 1800, S. 199 f.

<sup>182)</sup> Hölcher, Ztschr. für Gesch. u. Altert., Bd. 38, II, S. 73.

<sup>183)</sup> III, S. 57.

<sup>184)</sup> Vgl. a. a. O., S. 175.

<sup>185)</sup> Denn Elend, althochdeutsch elilend heißt wörtlich: anderes (alia) Land. Weygand, Wörterbuch, I, S. 434 u. Westf. Ztschr. für Gesch. u. Altert. 1867, S. 360.

Haus wird erst gegen Abend eine Stunde vor der Nacht geöffnet. Eine strenge Hausordnung regelt den ganzen Betrieb. Vor der Kammer legen die Gäste die Kleider ab, die der Wirt in Verwahrung nimmt. Man schlief damals allgemein ohne Hemd. Die Kammer wird von außen abgeschlossen. Nach acht Stunden weckt der Wirt: jeder muß vor dem Abzuge erst sein Bett machen. Es gab auch Elendsbrüderschaften, die für ein christliches Begräbnis der im Hause Gestorbenen sorgen. Ob es solche Elenden auch in Minden-Ravensberg gab?

Und nun die Not der Frauen. Es gab auch im Mittelalter eine Frauenfrage. Die kriegerische Zeit, die die Männer hinraffte, der Zölibat, der dem überaus zahlreichen Klerus die Ehe verbot, verschloß unendlich vielen Frauen den natürlichen Beruf der Hausfrau. So entstanden die Beginenhäuser. Der Ursprung des Namens ist noch nicht ganz geklärt. Sicher ist, daß die Beginenhäuser aus den Niederlanden stammen, aber sich auch in Westfalen in großer Zahl finden. Diese Häuser sind nicht Klöster, die Beginen selber zählen nicht zu den „Religiösen“, aber sie leben in gemeinsamem Haushalt; bei ihnen gilt das Wort: „Ein Gott und ein Pott“<sup>186</sup>); sie unterstehen auch einer Meisterin, die die vom Räte der Stadt gegebene Regel aufrechterhält, und haben eine vorgeschriebene schwarze oder graue Kleidung. Ihre Arbeit besteht im Nähen, Spinnen, Weben, auch in Krankenpflege wie im Unterricht junger Mädchen in all diesen Künsten.

Sie schlossen sich gern nach dem Bedürfnis weiblicher Seelen an die Franziskaner an, bei ihnen ihre geistliche Nahrung zu holen, aber entgingen darum nicht immer dem Argwohn der Dominikaner, daß sie keherischen Neigungen huldigten. Gern möchten wir in ihnen einen späten Nachklang der ersten, christlichen Diakonissen sehen, wie denn auch die Reformation sie später zur Krankenpflege verwendete.

Immerhin war ihr Ruf nicht immer fein. Werner Kolvevink (S. 139), rechnet es den Pfarrern als Heldentat an, wenn sie sich sogar in die Beginenhäuser wagen, „um die zänkischen Alten zur Ruhe zu bringen“, wie das in Altfrauenheimen denn wohl mal nötig sein mochte.

Das Beginenhaus in Minden in der Brüderstraße gelegen<sup>187</sup>), ist 1295 durch die Ritter Wilbrand Nome (Mahne) gestiftet. Es wird später zu einem Psfründnerhause für Frauen des Bürgerstandes, die

<sup>186</sup>) Samelmann, Löffler, III, 96, Anm. 5.

<sup>187</sup>) Schröder, S. 348.

hier freie Wohnung, etwas Geld und Nahrungsmittel erhalten<sup>188</sup>). Es konnte 8—10 Personen aufnehmen, aber keine unter 14 Jahren<sup>189</sup>). Noch im 19. Jahrhundert war der Name der Beginen in Minden und seiner Umgebung so bekannt, daß man ältere unverheiratete Frauen Beginen nannte<sup>190</sup>). Später sollen drei derartige oder ähnliche Häuser in Minden gewesen sein, die aber wohl anderen Ursprungs sind<sup>191</sup>).

Das Beginenhaus auf dem Berge vor Herford wird 1307 erwähnt<sup>192</sup>). Auch in der Altstadt wird ein Beginenhaus gewesen sein. Es wird 1288 zuerst erwähnt<sup>193</sup>). Hölcher zählt als drittes Beginenhaus den Klarenhof<sup>194</sup>).

Vielleicht war auch das Kloster zum Mariental an der Ritterstraße zu Bielefeld zunächst ein Beginenhaus. Seine Schwestern waren dem Klosterzwange nicht unterworfen. Doch scheint es darnach klösterliche Art angenommen zu haben<sup>195</sup>). Nach der Ordnung von 1503 ist es eine Versorgungsanstalt für Bürgertöchter, zunächst der Altstadt.

Und nun gab es außerdem noch vielfach Brüderschaften mit milden Zwecken; auch die Ämter, d. h. Gilden der Handwerker, nahmen sich ihrer Armen an.

Keine Brüderschaft ist bekannter als die, in der die Kleriker zusammentraten: es ist der sogenannte Kaland. Der Name kommt aus der lateinischen Benennung des ersten des Monats = Calenden; an diesem Tage pflegte man zusammenzukommen. Die Kalande nahmen später auch Laien und Frauen auf. Zunächst waren sie nur für Kleriker bestimmt, für die sie ein besonderes Bedürfnis sein mochten; denn diese standen als Ehelose allein, ohne Familie und waren im Volke nicht geachtet.

Als ältester Kaland gilt der von Laer im Münsterlande. In der Gründungsurkunde wird es ausdrücklich ausgesprochen, daß es das innerliche Bedürfnis nach Gemeinschaft ist, was zusammenführt<sup>196</sup>).

<sup>188</sup>) Culemann, Mindische Gesch., I, 50; Stohmann, Erinner., S. 67.

<sup>189</sup>) Schroeder, S. 348; Weddigen, Kalender 1800, S. 200 u. Westf. Mag. 1784, III, S. 141; Schlichthaber, II, 55 f.

<sup>190</sup>) Stohmann, S. 67.

<sup>191</sup>) Stoy, Minden, S. 11.

<sup>192</sup>) Hölcher, Ztschr. für Gesch. u. Altert., Bd. 38, II, S. 74; Storch, S. 21.

<sup>193</sup>) Vgl. Monastikon, S. 35; Ztschr. für Gesch. u. Altert. 38, II, S. 74.

<sup>194</sup>) a. a. O., S. 74.

<sup>195</sup>) Schubart, Topogr. Beschreibung von Bielefeld, S. 155, 183; Fricke, Gesch. der Stadt Bielefeld, S. 103.

<sup>196</sup>) Darpe in Westf. Ztschr. 49, II, S. 148.

In Herford hieß der Kalend *fraternitas sanctae trinitatis*. Er war 1369 gestiftet und zählte ursprünglich 90 Priester. Im Jahre 1486 wird er durch die Äbtissin Anna von Hunoltstein neu bestätigt und zählte 40 Priesterlehen. Das waren kleine Benefizien von 10 bis 12 Reichstaler. Durch die Reformation wurden 20 dieser Pfründen an Schüler gegeben. Die Brüderschaft wurde 1812 aufgehoben. Das Vermögen von 315 Reichstaler fiel an das Gymnasium<sup>197)</sup>.

Gegen Ausgang des Mittelalters gewann das Wort „Kalandern“ einen bösen Nebensinn. Und von hier fällt ein Licht auf die Notwendigkeit, Gaukler, Tänzer und die *portatrices nebularum* von den Kalandsversammlungen auszuschließen<sup>198)</sup>.

Es ist sehr bedauerlich, daß das urkundliche Material über die Liebestätigkeit in unserem Gebiete wenig Auskunft gibt. Wir haben im Grunde nur wenige und karge Notizen gegenüber dem großen Reichtum an Nachrichten, der aus anderen Städten vorliegt. Es wäre dringend zu wünschen, daß man die Archive wenigstens der beiden bedeutenderen Städte alter Zeit, nämlich Minden und Herford, gründlich durchforschte. Es ist sicher zu erwarten, daß manch neues Licht von dorthier uns kommen könnte. Aber sicher bergen auch die sonstigen Stadtarchive wie die der ländlichen Kirchspiele noch verborgene Schätze. Die Liebestätigkeit war in unserem Gebiete so bedeutend wie in anderen; so muß auch ihr urkundlicher Niederschlag in den Archiven sich finden. Es kann nicht alles verloren sein. Wir vertrauen darauf, daß der Beweis, daß christlicher Glaube sich in der Liebe erweisen müsse, sich auch bei uns schon für die alte Zeit wird führen lassen.

<sup>197)</sup> Storch, Chron. 1748, S. 21; Höltscher, Ztschr. 38, S. 74.

<sup>198)</sup> Nebulae sind dünne, durchscheinende Kleider. Vgl. Westf. Ztschr. 30, S. 181; Rothert, Kirchengesch. der Grafsch. Mark, S. 176.